

# DIE WELTWOCH



## **Vor diesen Professoren wird gewarnt**

Irrlehren an Schweizer Universitäten. *Von Urs Paul Engeler, Philipp Gut u. a.*

## **Jung, wild und betrunken**

Unterwegs im Zürcher Nachtleben. *Von Andreas Kunz und Christoph Landolt*

## **Sind Frauen das bessere Geschlecht?**

Weibliche Eigenschaften stehen hoch im Kurs. *Von Christine Bauer-Jelinek*

# *Birgt Ihr Portfolio unliebsame Überraschungen? UBS Portfolio Health Check.*



**Jetzt Ihr Portfolio überprüfen:**  
Telefon 0800 868 402  
[www.ubs.com/portfoliohealthcheck](http://www.ubs.com/portfoliohealthcheck)

**Anlageberatung ist unser Handwerk seit 1862.**

Beim UBS Portfolio Health Check überprüfen wir zuerst, ob wir Ihre Anlegerziele richtig verstehen, und vergleichen diese dann systematisch mit der Ausrichtung Ihres Portfolios. Daraufhin wird die Qualität jeder Position im Portfolio beurteilt. Einfach, schnell und fundiert. Diese Prüfung nehmen wir regelmässig vor, damit Ihr Portfolio auch in Zukunft zu Ihnen passt. Vereinbaren Sie einen persönlichen Termin.



*Wir werden nicht ruhen*



## Intern

An den Schweizer Universitäten und Hochschulen hat das neue Semester begonnen, Tausende Studenten starten ins Studium. Die Unis präsentieren sich ihnen als Hort des freien Denkens und der reinen Wissenschaft. Ideologen sind grundsätzlich immer die anderen. Doch stimmt dieses Selbstbild? Auch die wissenschaftliche Forschung unterliegt Moden und dem offenbar bezwingenden Charme des Zeitgeists. Plötzlich forschen alle zum Klimawandel oder zur Geschlechterdifferenz («Gender Studies»). Die angesagten Trends verfestigen sich zu Glaubens- und teilweise zu Irrlehren. Wer davon abweicht, wird abgestraft. Wer dem Trend folgt, dem winken Karrieren und Fördergelder. In unserer Titelgeschichte empfehlen wir einen ironisch-kritischen Blick auf einige schillernde Exponenten des akademischen Personals. Die Liste der Professoren, vor denen zu warnen ist, erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. **Seite 28**

Leonardos «Mona Lisa» gehört zu den grossen Rätselwerken unserer Kultur. Wer ist die Frau auf dem Gemälde? Was bedeutet ihr Lächeln? Alle paar Jahre glaubt wieder ein Historiker, dem



*Das zweite Original?* «Isleworth Mona Lisa».

Geheimnis auf die Schliche gekommen zu sein. Nun behauptet eine Schweizer Stiftung, im Besitz einer zweiten Originalversion des Gemäldes zu sein. Sie engagierte einige der renommiertesten Da-Vinci-Experten der Welt und investierte mehrere Millionen Franken, um nachzuweisen, dass das Bild echt ist. Die Investoren hinter der Stiftung gehen eine gigantische Wette ein. Wird die Echtheit anerkannt, sind sie im Besitz eines der wichtigsten Werke der Menschheit. Wenn

nicht, ist alles verloren. Was steckt dahinter? Kulturredaktor Rico Bandle hat sich auf Spurensuche gemacht und die angeblich neue «Mona Lisa» gesehen. **Seite 60**

Zürich ist die grösste Partymeile des Landes. Tausende junger Männer und Frauen aus der ganzen Schweiz strömen an den Wochenenden in die Metropole, um zu feiern, zu trinken, zu



*Hochbetrieb:* Zürcher Nachtleben.

tanzen. Hochbetrieb herrscht jedoch auch bei den Beamten der Stadtpolizei und den Spitälern, denn allzu oft kommt es im Ausgang zu Schlägereien und Messerstechereien. Um eine Nacht auf Zürichs Strassen zu dokumentieren, schickten wir Christoph Landolt mit der Polizei auf Streife. Lucien Scherrer besuchte in derselben Nacht das Universitätsspital. Und Andreas Kunz mischte sich unter das Partyvolk. **Seite 54**

Es gibt Geschichten, die sind so gut, dass sie erfunden scheinen. Zum Beispiel diese: Ein Unterländer baut im Oberengadin auf abgelegener Wiese, aber mit prächtiger Aussicht auf Berg, See und Tal ein Belle-Epoque-Hotel. Die Einheimischen schütteln den Kopf ob solch ungewöhnlichem Geschäftssinn, und ungläubig schütteln sie den Kopf auch, als dort im Hochtal gekrönte Häupter aus der ganzen Welt absteigen. Diese Story ist freilich keineswegs erfunden – es ist die Geschichte des «Suvretta House» in St. Moritz, welches vor exakt hundert Jahren von Anton Bon, Hotelier aus Bad Ragaz, erbaut worden ist. Zwei Stunden lang sass unser Mitarbeiter René Lüchinger mit Martin Candrian, dem Urenkel des Gründers und heutigen «Suvretta»-Besitzer, zusammen. Candrian erzählte die Geschichte seiner Familie – es könnte ein Roman sein. **Seite 42**



Grosse  
Erfahrung.  
Junge Bank.  
Starker  
Partner.

Entdecken Sie die neue Privatbank  
der Schweiz. [www.notenstein.ch](http://www.notenstein.ch)



NOTENSTEIN  
PRIVATBANK

"WER MIT 800 KM/H IM 2-METER-ABSTAND  
ZU DEN ANDEREN STAFFELFLUGZEUGEN EINSÄTZE  
FLIEGT, VERLÄSST SICH AUF DIE CHRONOMETRISCHE  
PRÄZISION DES **WELTBESTEN CHRONOGRAFEN.**"



Frédéric Schwebel beherrscht die "Slot"-Rolle im Breitling Jet Team perfekt. Diese schwierigste Staffelposition in der Formationsmitte ohne Ausweichmöglichkeit lässt keine Fehler zu. An seinem Handgelenk trägt er die Chronomat mit dem leistungsstärksten, von der COSC (Offizielle Schweizerische Chronometerkontrolle) Chronometer-zertifizierten, vollständig in Eigenregie konzipierten und konstruierten Ausnahmemotor Breitling Kaliber 01. Die ultrarobuste, ultrazuverlässige und bis 500 m superwasserdichte Chronomat besticht zudem durch ihr einzigartiges Design und die beispiellose Detailpflege. Für Frédéric Schwebel ganz einfach der weltbeste Chronograf.

**5-JÄHRIGE BREITLING GARANTIE** CHF 8690.- unverbindlicher Richtpreis

**RUCKLI**  
seit 1898 goldrichtig  
AM BAHNHOFPLATZ LUZERN



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



# «Dällebach Kari – das Musical»

Am 28. September 2012 feierte «Dällebach Kari – das Musical» seine Premiere in Bern. Noch bis am 21. Dezember ist das Erfolgsmusical endlich in jener Stadt zu sehen, die mit Kari so eng verbunden ist.

Über 100 000 begeisterte Besucherinnen und Besucher haben «Dällebach Kari – das Musical» bis heute gesehen. Nach der erfolgreichen Welturaufführung auf der Seebühne in Thun und dem Gastspiel in Zürich kommt das Original der Thuner Seebühne nun endlich in Bern auf die Bühne. In jener Stadt, die mit Kari so eng und unzertrennlich verbunden ist. In den Hauptrollen sind wiederum Hanspeter Müller-Drossaart als Dällebach Kari und Carin Lavey als Annemarie zu sehen.

Wegen seiner Hasenscharte wird Kari von der Gesellschaft ausgegrenzt. Um Anerkennung kämpfend, eröffnet er seinen eigenen Coiffeursalon. Plötzlich scheint Kari das Glück hold. Annemarie, eine Tochter aus gutbürgerlichem Hause, verliebt sich in den jungen Friseur. Annemaries Eltern missbilligen jedoch die Beziehung. So verfällt Kari immer mehr dem Alkohol und hält mit seinem Sarkasmus und seinen frechen Sprüchen nicht zurück. Bald ist er dank seinen Geschichten und Anekdoten ein stadtbekanntes Original, das um seine grosse Liebe kämpft.

«Dällebach Kari ist ein Hit, wie ihn die Schweiz noch nicht gesehen hat.»  
*Berner Bär*

«Hanspeter Müller-Drossaart ist Karis Idealbesetzung und ein Multitalent.»  
*Die Zeit*

«Dällebach Kari» packt, amüsiert, berührt und überzeugt: Das Dialektmusical ist ein rundum geglücktes Meisterwerk.»  
*Thuner Tagblatt*

«Witzig und kari-smatisch.»  
*Schweizer Illustrierte*

«Dällebach Kari ist der lustigste, tragischste und überhaupt beliebteste Coiffeur der Schweiz.»  
*Der Bund*

Profitieren auch Sie bis 4. November 2012 vom Rabatt. Es sind maximal sechs Tickets buchbar. Der Rabatt ist nicht mit anderen Vergünstigungen kumulierbar.

## Weltwoche-Spezialangebot

«Dällebach Kari – das Musical»  
20 Franken Rabatt auf alle Vorstellungen bis 4. November 2012

**Tickets mit Vorzugskondition**  
20 Franken Rabatt auf alle Kategorien (ausser Lounge). Die reduzierten Preise variieren zwischen Fr. 59.– und Fr. 109.–, die nicht reduzierten Preise zwischen Fr. 79.– und Fr. 129.– (exklusive Vorverkaufs- und Bearbeitungsgebühr).

**Veranstaltungsort**  
«Ewigi Liebi»-Theater, Bern

**Bestellung**  
Rabattierte Tickets erhalten Sie über [www.dallebachkari.ch/angebot](http://www.dallebachkari.ch/angebot) mit dem Stichwort Platin-Club oder unter der Ticketportal-Hotline 0900 101 102 (Fr. 1.19/Min. ab Festnetz), ebenfalls mit dem Stichwort Platin-Club.

**Veranstalter**  
[www.bymaag.ch](http://www.bymaag.ch)

**Offizieller Ticketverkauf**  
Tickets über [www.dallebachkari.ch](http://www.dallebachkari.ch) und an allen Ticketportal-Vorverkaufsstellen.

# Griechen

Warum es ihnen nicht so schlecht geht. Liberalismus in Berlin. Spuhler.

Von Roger Köppel

Aus familiären Gründen verbringe ich ein paar Ferientage in Griechenland. Äusserlich ist dem Land die Misere, zumindest hier, nicht anzusehen. Ein paar Bauern lassen erahnen, dass kein Boom herrscht. Ein Bekannter erzählt uns, dass in einem nahegelegenen Dorf die Kläranlage nicht mehr funktioniert, weil der Stadt das Geld fehlt, um die nötigen Chemikalien zu beschaffen. Auf einem anderen Teil der Insel wurde kürzlich wegen Brandstiftung ein ehemaliger Staatsangestellter verhaftet. Der Mann hatte mehrfach versucht, die verbliebenen spärlichen Wälder anzuzünden, um so gegen seine Entlassung aus dem öffentlichen Dienst zu protestieren.

Wie schlecht geht es den Griechen? Eine Anekdote zu Ferienbeginn gab Aufschluss. Wir kamen im Hotel an, solide Mittelklasse, sehr tüchtiger Besitzer, vor allem auf Familien mit Kindern ausgerichtet, unzählige Spielplätze und Plansch-Pools. Wir erkundigten uns, ob wir für den einen oder anderen Abend einen Babysitter organisieren könnten. Die Managerin versprach uns, die Sache abzuklären. Nach etwa zehn Minuten kam das Telefon. Leider sei die Babysitterin, eine Engländerin, wieder nach Hause abgereist, also sei der Service leider nicht mehr vorhanden. Wir fragten nach, ob es nicht andere Babysitter gäbe, allenfalls Einheimische, Schülerinnen, Leute, die sich einen Zusatzverdienst (möglicherweise steuerfrei) sichern möchten, das müsse doch in wirtschaftlich harten Zeiten kein Problem sein. Die Managerin verneinte. Es sei ihr niemand bekannt.

Ich gebe zu, ich habe keine weiteren Recherchen angestellt. Möglicherweise hätte man uns in einem anderen Hotel Legionen potenzieller Babysitter vorgestellt, aber dennoch wurde ich den Verdacht nicht los, dass es um ein Land, das es sich leisten kann, auf das Angebot elementarer, an sich gutbezahlter Dienstleistungen zu verzichten, so schlecht nicht bestellt sein kann. Solange die Griechen für das Babysitting englische Gastarbeiterinnen beschäftigen und nicht selber die Ärmel hochkrempeln, verfügen sie offenkundig noch über gewisse Reserven.

Letzte Woche hatte ich die Ehre, an einer Veranstaltung der deutschen FDP in Berlin eine Rede über Liberalismus zu halten. Der Parteivorsitzende Philipp Rösler, sein Regierungskollege Daniel Bahr und viele andere Politiker und Sympathisanten der Partei waren anwesend. Ich habe



«Die Borniertheit der Philosophaster».

versucht, die in Umfragen nicht eben überfliegenden Liberalen zu motivieren. Es ist wichtig, dass es in Deutschland nicht nur sozialdemokratische Parteien gibt, und die FDP verfügt tatsächlich über das politische Alleinstellungsmerkmal schlechthin in der Bundesrepublik. Sie ist die einzige offen staats- und politikskeptische Partei, die sich für Freiheit, Eigenverantwortung und unternehmerische Wertschöpfung einsetzt. Die CDU ist unter Kanzlerin Merkel nach links gerutscht, von der Regierungschefin eiskalt auf Machterhalt codiert unter weitgehender Preisgabe bürgerlicher Grundwerte. Die FDP ist ganz klar anders als alle andern. Das ist ihre grösste Stärke.

## Es stimmt nicht, dass es in Deutschland keine frühe liberale Tradition gibt.

Was mir bei der Vorbereitung auf mein Referat auffiel: Es stimmt nicht, dass es in Deutschland keine frühe liberale Tradition gibt. Normalerweise gilt das 19. Jahrhundert mit den bürgerlichen Revolutionen von 1830 und 1848 als das Zeitalter des Liberalismus. Ich habe allerdings ältere Zitate gefunden, die auf die Existenz eines deutschen Frühliberalismus hinweisen. Eine interessante Stellungnahme lieferte 1653 Braunschweig-Wolfenbüttel auf dem deutschen Reichstag: «Abgaben sind gegen die Natur einer Staatsgesellschaft, da man sich nur in der Hoffnung, das Seine zu behalten, in bürgerliche Verhältnisse einzulassen hat.» Selten ist die liberale Opposition gegen den ausufernden Steuerstaat so früh und so klar formuliert worden.

Man sagt den Deutschen generell Staatsgläubigkeit und eine Vergötterung der Obrigkeit nach. Das ist zumindest verallgemeinernd

und unscharf, trifft jedenfalls auf bedeutende Stimmen des deutschen Geisteslebens überhaupt nicht zu. Im späten 18. Jahrhundert versuchte zum Beispiel der berühmte deutsche Wissenschaftler Wilhelm von Humboldt, «die Grenzen der Wirksamkeit des Staates» zu bestimmen. Seine These lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: «Von diesem Gesichtspunkte aus sieht man deutlich die Borniertheit und Platttheit der Philosophaster, welche, in pompösen Redensarten, den Staat als den höchsten Zweck und die Blüte des Daseins darstellen und damit eine Apotheose der Philisterei liefern.» Selbst der gemeinhin als antiliberaler Sänger des preussischen Militärstaats verschriene Stuttgarter Grossgelehrte Georg Wilhelm Friedrich Hegel hatte ein glasklares Bild der liberalen, «bürgerlichen Gesellschaft», in der die Menschen sinngemäss nicht nach Herkunft, Hautfarbe oder Konfession beurteilt würden, sondern aufgrund der Leistung, die sie in den Augen anderer erbrächten. Wenn der Staat dieser «bürgerlichen Gesellschaft» nicht zum Durchbruch ver helfe und ihre Rechte sichere, so Hegel, habe er keinen Anspruch darauf, als vernünftig zu gelten. Die heutigen deutschen Liberalen sind also entschieden weniger heimatlos, als sie es gelegentlich selber zu befürchten scheinen.

Ein weiterer Abgang trifft die SVP: Unternehmer Peter Spuhler tritt per Ende Jahr aus beruflichen Gründen zurück. Es ist ein herber Verlust für die SVP, weil sie auf eine Identifikationsfigur verzichten muss, die weit über eigene Lager hinaus punktete. Spuhler, ehemaliger Eishockeyspieler, trat kumpelhaft auf, hatte aber eine natürliche Autorität, die von seiner grossen unternehmerischen Leistung herrührte. Als Politiker wirkte er wie ein Trainer, markig-sportlich, die Mannschaft mit Optimismus und Schulterklopfen antreibend, in seinen Reden und Fernsehauftritten aber gab er sich Mühe, auch die Skeptiker von seinen Standpunkten zu überzeugen. Wo ein Blocher mit der gesamten Artillerie seiner Argumentationskraft angriff, war Spuhler eher der joviale Polit-Patron, mit erstaunlichen Nehmerqualitäten, oft lächelnd auch im Gegenwind, konzessionsbereiter, dort, wo es ihm verkraftbar schien. Unfair wurde er nie, eine Spur Rivalität lag in seinem Verhältnis zu Blocher, was er allerdings, wurde er darauf angesprochen, als Unsinn bezeichnete. Spuhler war ein Schwergewicht im Nationalrat, eine bürgerliche Panzersperre, an der nicht leicht vorbeizukommen war. Die *Weltwoche* hat ihn gelegentlich kritisiert, wenn er den Weitblick vermissen liess (Personenfreizügigkeit), aber wir werden den Thurgauer mit Zürcher Wurzeln in Bern vermissen. Für seine unternehmerische Tätigkeit wünschen wir ihm weiterhin eine glückliche und erfolgreiche Hand.



*Legendär: «Suvretta», St. Moritz. Seite 42*



*Glorienschein: überhöhte Frauen. Seite 50*



*Omertà: Polizeikommandant Varone. Seite 38*



*Zunehmende Intoleranz: Hochschule. Seite 28*

## Kommentare & Analysen

---

### 7 Editorial

13 **Kommentar** Alle reden um die Energiewende herum

13 **Im Auge** Zhang Ziyi, Weinkönigin

14 **Kommentar** Die Anlagepolitik der SNB ist richtig

15 **Personenkontrolle** Rickli, Bäumle, Gehrig, Maurer, Hildebrand, Zumstein, Meier-Schatz

15 **Nachruf** Eric Hobsbawm, Historiker

### 16 Maders falsche Professorin

Neuer Skandal an der Berner Psychiatrieklinik «Waldau»

18 **Die Deutschen** Man nimmt übel

18 **Wirtschaft** Konsumentenschutz auf Abwegen

20 **Ausland** Der Irak – ein strategisches Vakuum

22 **Mörgeli** Plädoyer für einen Armeetag

22 **Bodenmann** US-Heuschrecke will SNB knacken

23 **Medien** Beim TV brechen die Werbeumsätze ein

23 **Kostenkontrolle** 750 000 Franken für Prävention im Büro

### 24 Liebe

Grundbegriffe des Lebens – Serie von Linus Reichlin

26 **Leserbriefe/Darf man das?**

## Hintergrund

---

### 28 **Vor diesen Professoren wird gewarnt**

Zeitgeistige Irrlehren an Universitäten und Hochschulen

### 32 **Uni liess Mörgeli auflaufen**

Christoph Mörgeli wurde so lange jede Aussprache verweigert, bis seine Entlassung besiegelt war

33 **Fernsehen** «Kulturplatz» macht Stimmung gegen Mörgeli

34 **Politik** SP-Nationalrat Gross will das Europarats-Präsidium

35 **Pro Litteris** Eine Million für den Chef

### 36 **Sich nicht regen bringt Segen**

Über den nationalen Finanzausgleich werden Milliarden von Franken umverteilt

### 38 **Sonnenkönig im Reich des Schweigens**

Das Establishment deckt den in der Türkei wegen Schmuggels angeklagten Polizeikommandanten Varone

### 40 **Es könnte teurer werden**

Bundesrätin Leuthard verbreitet irreführende Zahlen zu den finanziellen Auswirkungen der Energiewende

41 **Umwelt** Streit um den Atomausstieg fernab der Realität

### 42 **Hotelgeschichten aus dem «Suvretta»**

Das «Suvretta House» in St. Moritz wird hundertjährig

48 **Amerika** Das Rennen ums Weisse Haus ist nicht gelaufen

49 **Nancy Reagan** Serie über Amerikas First Ladies (5)

### 50 **Sind Frauen das bessere Geschlecht?**

Frauen sind unheimlich hoch im Kurs. Zu Unrecht

### 54 **Jung, wild und betrunken**

Im Zürcher Nachtleben herrscht jedes Wochenende Hochbetrieb. Wie erleben Polizei und Sanität den Wahnsinn?





# strellson

SHOP AT [STRELLSON.COM](http://STRELLSON.COM)





«Der Konsument muss sich auf «Swiss made» verlassen können»: Schulthess-Chef Karlen. Seite 46

## Interview

### 46 «Standortnachteile, die niemand will»

Das Unternehmen Schulthess produziert im Zürcher Oberland Waschmaschinen. Firmenchef Werner Karlen über hohe Kosten und den starken Franken

## Stil & Kultur

### 58 Stil & Kultur Abelardo Morell, Fotograf

### 60 Bestseller

### 60 Die Millionen-Wette um die neue «Mona Lisa»

Investoren behaupten, im Besitz einer zweiten «Mona Lisa» zu sein

### 62 Jazz Kazalpin

### 63 Theater «Bühne frei!»

### 64 Ikone der amerikanischen Rechten

Ayn Rand begeistert Generationen konservativer Politiker in den USA

### 66 Top 10

### 66 Kino «Amour»

### 67 Fernseh-Kritik «Arena»

### 68 Namen Michelle Hunziker, Ursula Andress etc.

### 69 MvH Meine Sorgen

### 69 Gesellschaft Realitätsgewinn

### 70 Wein Brunello di Montalcino 2007

### 70 Thiel Die Politik kocht

### 71 Die Besten Le rouge de la Suisse

### 72 Zu Tisch Benoît Violier, neuer Chef im luxuriösesten Restaurant des Landes

### 73 Auto Aston Martin Vantage V8

### 74 Hochzeit Flavia Tchanque und Beni Suter

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (Leitung Inland)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissingel

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Nadja Schmid (Assistentin)

**Layout:** Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

**Geschäftsführer:** Sandro Rüeegger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (Leitung)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung Stil-Ausgaben),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Aextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





**Für Projekte, die zum  
Spaziergang werden.**

Zu Hause gibt es immer etwas zu tun. Wie gut, dass deshalb auch in Ihrer Nähe ein Coop Bau+Hobby zu finden ist. In über 75 Verkaufsstellen schweizweit erhalten Sie alles, was Sie für Garten, Haus oder Hobby benötigen – direkt, schnell und nah. Da wird jedes Projekt zum Spaziergang. Weitere Infos: [www.coop.ch/bauundhobby](http://www.coop.ch/bauundhobby)

**coop**  
Für mich und dich. **bau+hobby**

# JETZT REGISTRIEREN UND 6 WOCHEN KOSTENLOS DAS DIGITALE ANGEBOT NUTZEN.

[fuw.ch/fuw113](http://fuw.ch/fuw113)



## IHR MEHRWERT ALS ABONNENT:

- Das aktuelle Marktgeschehen von der Redaktion gewichtet, analysiert und kommentiert
- Realtime-Kurse der Schweizer Börse
- FuW-Aktienführer laufend aktualisiert
- Umfassender Marktdatenteil mit Portfolio, Watchliste, Charting- und Analysetool



# Das Versagen der Volkspartei

Von Alex Baur — Politiker von links bis rechts lavieren um die Energiewende herum. Keiner wagt es, die Alternativen beim Namen zu nennen: nuklear oder fossil. Alles andere ist Illusion.



Die Weichen werden gestellt: Gaskraftwerk in Vouvry VS.

Die eidgenössische Energiepolitik orientiert sich am Muster eines Alkoholikers: Seit 25 Jahren gelobt man, den Konsum einzuschränken, der in Wahrheit steigt und steigt. Auch Energieministerin Doris Leuthard (CVP) fiel nichts Neues ein, als sie letzte Woche ihre Pläne zum Atomausstieg präsentierte: sparen und nochmals sparen. Damit vernebelte sie die wichtigste Neuigkeit: Wind- und Solarenergie spielen in absehbarer Zeit keine wesentliche Rolle mehr in den Plänen des Bundes.

Tatsächlich sind Wind und Sonne in der Schweiz für die Stromproduktion etwa so geeignet wie Wasserkraftwerke in der Sahara. Zum einen liefern die alternativen Energieträger den Strom nicht dann, wenn er gebraucht wird. Andererseits steht der Verschleiss an Ressourcen (Rohstoffe für den Bau, Landschaft) in einem krassen Missverhältnis zum Ertrag.

Wind- und Solaranlagen sind Lifestyle-Produkte. Der metrogrüne Zeitgenosse leistet sich Ökostrom, weil das schick ist. Dass aus seiner Steckdose Atomstrom fliesst, wenn Wind und Sonne gerade streiken – also meistens –, lässt ihn kalt. Der Hauptzweck der Alternativenergie, die seit vierzig Jahren von Anti-AKW-Aktivistinnen propagiert wird, ist nicht die Stromversorgung. Den Konsumenten soll vielmehr vorgegaukelt werden, dass ein Atomausstieg ohne Belastung der Umwelt möglich sei.

Papier ist zwar geduldig. Theoretisch ist alles möglich. Die sozialistischen Planwirtschaftler des letzten Jahrhunderts haben gezeigt, wie es funktioniert. Nur hielt sich die (menschliche) Natur nie an ihre Planvorgaben. So ist es allen Subventionen zum Trotz bislang nirgends gelungen, konventionelle Stromquellen im grossen Stil durch alternative zu ersetzen.

Die Erfahrungen aus Deutschland, wo im letzten Jahrzehnt dreistellige Milliardenbeträge in die Energiewende gebuttert wurden, sollten misstrauisch machen. Im gleichen Masse, wie Wind- und Solaranlagen in die Landschaft gestellt wurden, hat man neue Kohle- und Gaskraftwerke gebaut. Denn jedes Kilowatt Alternativstrom braucht ein Kilowatt Reserve. Je nach den Launen der Witterung, die sehr schnell wechseln kann, werden die fossilen Anlagen rauf- und runtergefahren, was mit grossen Verlusten an Geld und Brennstoff verbunden ist. Der Vorteil für die Umwelt ist am Ende an einem sehr kleinen Ort.

Entgegen aller Propaganda haben wir nicht die Wahl zwischen Alternativ- und Atomstrom. Die Alternativen lauten vielmehr: nuklear oder fossil. Das weiss der Bundesrat, auch wenn er es nicht laut sagt.

Wie aus der Vernehmlassung zur Energiewende hervorgeht, planen die Experten des

»» Fortsetzung auf Seite 14

# Prost, China



Zhang Ziyi, Weinkönigin.

Diese liebebreizende mandeläugige Dame ist eine durchaus gefährliche Person, aus- trainiert, auf der Leinwand als Schwertkämpferin eine Furie und unschlagbar in Kung-Fu. Als Mädchen musste sie um 5 Uhr aus den Federn, schmiss die kasernenmässige Ballettausbildung mit 13, flüchtete von zu Hause und wurde von der Polizei aufgegriffen. Sie ist Schauspielerin geworden, und jetzt räkelt sie sich auf einem harten Eichenfass im Keller von Château Laulan Ducos, einem Gut im Médoc.

In der Hand hält sie ein Glas, das ein Herr lächelnd aus einer Pipette mit Rotwein füllt. Es handelt sich um Werbung, aber mit Darstellern aus der schönen, neuen Konsumwelt. Beide sind Chinesen: er der Besitzer des Schlosses, Richard Shen, ein steinreicher Juwelier aus Schanghai. Und sie ist Zhang Ziyi, 33, beliebte Kinodiva und nun auch das Gesicht des Weingenussses *à la chinoise*, wie eine Kopie der Weinköniginnen von Mosel und Rhein.

Chinesen mischen Wein mit Coca-Cola und schütten literweise Lafite-Rothschild in sich hinein, behauptet der Stammtisch. Und sie treiben die Flaschenpreise hoch und höher. Wirtschaftliche Tatsache ist: China hat die Briten, die Deutschen und die Amerikaner überholt als Importeur edler Weine aus Bordeaux. Chinesen haben auch begonnen, Weingüter zu kaufen, bislang rund 20 Domänen, um die gesamte Verwertungskette bis ins Glas zu beherrschen. Château Laulan Ducos, ein Cru Bourgeois, wechselte seit 1470 erst einmal den Besitzer. Nun wächst in Frankreich die Angst vor den asiatischen Eroberern. Zu den Investoren gehören Industriemagnaten, Supermärkte, Finanzspekulanten, Staatsunternehmen, sogar ein Basketballgigant. Letzte Woche schluckte ein Chinese, noch anonym, den Grand Cru Classé Bellefont-Belcier aus St-Emilion.

Genuss ist besonders süss für Leute, die aus der Askese kommen, wie viele in China. Als Zhang Ziyi erstmals in den USA drehte, stellte sie fest: «Hollywood-Schauspieler sind viel zu verwöhnt. In China musst du sieben Tage ran, das bedeutet täglich 18 Stunden.» Santé, China.

Peter Hartmann

Bundes im stillen Kämmerlein vier neue Gas-kraftwerke. Bislang ist die Schweiz mit ihrem günstigen, sauberen und zuverlässigen Strom-mix gut gefahren: Die Kernkraftwerke sichern die Grundversorgung (Bandenergie), den Rest decken die flexiblen Wasserkraftwerke, je nach Bedarf (Spitzen- und Regenergie). Dieses bewährte Konzept hat das Volk an der Urne dutzendfach bestätigt, letztmals im Februar 2011, als sich die Stimmbürger des Kantons Bern für einen Neubau von Mühleberg aussprachen.

Ein paar Wochen später stellte Fukushima alles auf den Kopf. Zumindest in den Köpfen der Politiker. Von einer kollektiven Panik erfasst – es standen Wahlen an –, kippten die bürgerlichen Volksvertreter reihenweise. Wer die würdelose Verrenkung nicht mitvollziehen mochte, ging zumindest in Deckung.

### Und keiner stört den Gottesdienst

Inzwischen ist es unbestreitbar, dass die Katastrophe, wie sie sich in Japan zugetragen hat, in den ungleich besser gesicherten Schweizer AKW technisch nicht möglich gewesen wäre. Fukushima hat auch gezeigt, dass die Gefahren eines Atomunfalls überschätzt werden. Nach wie vor ist an den Folgen der Kernschmelze in Japan kein Mensch gestorben, Tausende von Evakuierten sind mittlerweile in ihre Häuser heimgekehrt. Wollte man jedes Restrisiko ausschliessen, müsste man vorweg alle Stauseen in den Alpen leeren, die ein gigantisches Zerstörungspotenzial in sich bergen.

Doch kein namhafter Politiker und keine Partei wagt es – das ist die deprimierendste Erkenntnis aus der ganzen Geschichte –, den Gottesdienst um den Atomausstieg ernsthaft zu stören und die Alternativen unverblümt beim Namen zu nennen. In der Meinung, dass das Volk zu dumm sei, um die komplexen Zusammenhänge zu begreifen, lavieren die Volksvertreter um die heissen Fragen herum, statt sich einer echten Debatte zu stellen.

Die Weichen werden jetzt gestellt. Dass die Linke die Gunst der Stunde nutzt, kann man ihr nicht verübeln. Penibel ist hingegen die Mutlosigkeit der bürgerlich-liberalen Kräfte innerhalb von CVP, FDP und BDP, welche die planwirtschaftlichen Experimente des Bundesrates aus parteitaktischen Überlegungen hinnehmen. Versagt hat aber vor allem die SVP, die für sich eine Oppositionsrolle beansprucht. Zwar hält die Volkspartei, die das Thema im Wahlkampf tunlichst vermied, lustlos am Ersatz alter AKW fest. Zugleich sprach sie sich aber kürzlich für die Subventionierung von Solar- und Windanlagen aus. Neben den Bauern sind auch die Gewerbler scharf auf die Fördergelder. Das Volk, das die Zeche bezahlen wird, hat in dieser Sache leider keine Lobby.

Mehr zum Thema: Seite 40

## Kommentar

# Vorwürfe zielen ins Leere

*Von Kurt Schiltknecht* — Die Schweizerische Nationalbank wird kritisiert, weil sie in die Euro-Länder mit den besten Ratings investiert. Zu Unrecht. Alles andere wäre unverantwortlich.

Die Schuldenkrise und die Geldschwemme in den USA und im Euro-Raum haben zu chaotischen Verhältnissen auf den Finanzmärkten geführt. Noch immer lassen uns die USA und die Euro-Länder im Dunkeln, wie sie ihre Probleme in den Griff bekommen wollen. Deshalb haben auch die Devisenmärkte weiterhin Probleme, ökonomisch sinnvolle Wechselkurse zu bilden. Der Schweizerischen Nationalbank (SNB) bleibt nichts anderes übrig, als kursbildend im Devisenmarkt einzugreifen. Die zur Stabilisierung des Frankenkurses gekauften Euros in dreistelliger Milliardenhöhe müssen angelegt werden. Eine Aufgabe, um die die Nationalbank nicht zu beneiden ist.

Vor kurzem hat sich Standard & Poor's (S & P) kritisch zur Anlagepolitik der Nationalbank gemeldet. S & P gehört zu den Rating-Agenturen, die mit dem Herunterstufen der überschuldeten Euro-Länder den Zorn der Politiker auf sich gezogen haben. Mittels des Vorwurfs, die SNB würde mit ihrer Anlagepolitik eine Lösung der Euro-Krise erschweren, scheint S & P zu versuchen, Sympathien bei den Schuldnerländern zurückzugewinnen. Konkret wirft S & P der SNB vor, die aus den Interventionen auf dem Devisenmarkt stammenden Euros vornehmlich in den Euro-Ländern mit dem besten Rating anzulegen. Dies würde die Zinsdifferenz zwischen den besser und schlechter

eingestuft Euro-Ländern zusätzlich vergrössern. Der Vorwurf zielt ins Leere.

S & P sollte wissen, dass überschuldete Länder mit wirtschaftlichen Problemen und grosser Arbeitslosigkeit hohe Risikoprämien auf ihren Schulden zahlen müssen. Über deren Höhe entscheiden die Finanzmärkte. Die Beurteilung der Rating-Agenturen kann dabei behilflich sein. In der Vergangenheit haben die Ratings kaum zu einer Annäherung der Risikoprämien geführt. Trotz der schlechten Ratings gibt es nach wie vor Investoren, die glauben, dass die weniger verschuldeten Euro-Länder und die Europäische Zentralbank den angeschlagenen Ländern im Notfall unter die Arme greifen und einen Staatsbankrott oder eine teure Umschuldung verhindern würden. Nur so lassen sich die zurzeit relativ niedrigen Risikoprämien der Anleihen maroder Länder erklären.

### Die Politik ist am Zug

Die expliziten und impliziten Garantien der weniger verschuldeten Länder für die angeschlagenen Staaten werden mit der Zeit auch einen Schatten auf deren finanzielle Glaubwürdigkeit werfen. Je mehr diese in Mitleidenschaft gezogen wird, desto teurer wird deren Geldbeschaffung. Indem die SNB Staatspapiere dieser Länder kauft, trägt sie zu einer Senkung der Renditen bei. Von dieser profitieren auch die anderen Länder, denn die Zinsarbitrage führt bei einem Sinken der deutschen Renditen auch zu einem Renditerückgang auf den Anleihen der anderen Euro-Länder. Sollte dieser Arbitrage-Prozess nicht mehr richtig spielen, liegt die Schuld nicht bei der SNB. Dafür verantwortlich sind einzig und allein die Politiker, die es noch nicht geschafft haben, eine glaubwürdige Lösung für das Euro-Problem zu präsentieren.

Vielleicht ist Standard & Poor's aber auch der Meinung, dass die SNB Staatspapiere von maroden Ländern kaufen sollte. Das wäre unter allen Aspekten unverantwortlich. Solange kein überzeugender Vorschlag für die Lösung des Euro-Problems auf dem Tisch liegt, darf weder die Nationalbank noch der Bund risikoreiche Anlagen im Euro-Raum tätigen. Ein Festhalten an der heutigen Zusammensetzung der Euro-Länder, wie das immer wieder lautstark postuliert wird, ist sicher der falsche Weg. Sonst müsste S & P schon lange ihr Eigenkapital in den überschuldeten Ländern angelegt und zur Lösung des Euro-Problems beigetragen haben.



Keine Alternative: SNB-Chef Jordan.

Mehr zum Thema: Seite 22

## Personenkontrolle

### Rickli, Bäumle, Gehrig, Annen, Maurer, Hildebrand, Zumstein, Meier-Schatz

Vor kurzem meldete sich die umtriebige SVP-Nationalrätin Natalie Rickli wegen eines Burn-outs in einen Erholungsurlaub bis Dezember ab. Nun scheint das Erschöpfungssyndrom ein weiteres prominentes Opfer zu fordern. Martin Bäumle, hyperaktiver Präsident der Grünliberalen, musste letzte Woche mehrere Termine platzen lassen, weil er von einem Schwächeanfall heimgesucht wurde. «Ich habe mich noch nie so gefühlt, es kam wie angeworfen», bestätigt er gegenüber der *Weltwoche*. Bäumle vermutet, dass das mit der Arbeitsbelastung während der Parlamentssession zusammen-



«Noch nie so gefühlt»: GLP-Chef Bäumle.

hängt, die letzten Freitag zu Ende ging. «Da kommt eben immer viel zusammen.» (are)

Auf dem Pizol gibt's eine neue Attraktion: einen «Wasserwald», einen Spielplatz im Wald, wo «Wasserfall und Bach spielerisch in das Erlebnis integriert» wurden. Wie die Pizol-Bergbahn mitteilte, gibt es einen Orakelbrunnen, Wasserspritzen, eine Kugelbahn, verstellbare Wasserkanäle und ein Vogel-Dörfli. Finanziert wurde das alles von BDP-Politiker Jürg Gehrig, der seine Ständeratskandidatur vor einem Jahr auf Eis legen musste, nachdem die *Weltwoche* enthüllt hatte, dass gegen ihn mehrere Strafverfahren laufen. Gehrig versprach daraufhin, 50 000 Franken aus seiner Wahlkampfkasse der Stiftung «Pizol mit Herz» zu schenken. Nicht beeinflussen wird diese noble Geste Gehrigs Aussichten vor Gericht. Gemäss dem Schwyzer Oberstaatsanwalt Benno Annen wird in den nächsten Wochen über die Anklage entschieden. (cal)

Das Zürcher Obergericht gibt der *Weltwoche* recht. Auf den Rekurs gegen einen Entscheid des Einzelgerichts des Bezirks Zürich wird nicht eingetreten. Geklagt hatte der Inhaber einer Waschstation mit angegliedertem Café in der Nähe des Camps Casablanca im Kosovo – wegen angeblicher Ehrverletzung. Wie die *Weltwoche* enthüllt hatte, nahmen dort Schwei-



Richterspruch aus Zürich: VBS-Chef Maurer.

zer Soldaten die Dienste einer Prostituierten in Anspruch – während der Dienstzeit und bewaffnet («Sex in Uniform», Nr. 21/10). Zuhanden von Wehrminister Ueli Maurer (SVP), der die Eskapaden in einem Bericht schönreden liess («Maurers Weisswäscher», Nr. 29/10), ist festzuhalten: Mit dem Richterspruch aus Zürich ist der Einsatz der Schweizer Truppen im kosovarischen Bordell amtlich. (gut)

Für seinen «Dok»-Film über den Abgang von Philipp Hildebrand als SNB-Chef («Der erzwungene Rücktritt») ist der Journalist Hansjürg Zumstein mit dem zweiten Platz beim deutschen PSD-Journalistenpreis ausgezeichnet worden. In seiner Heimat fand Zumstein weniger Anerkennung: Von den allermeisten Medien wurde sein Film, der Hildebrands verhängnisvolle Bankspekulationen minutiös nachzeichnete, totgeschwiegen. Auch die jetzige Auszeichnung vermeldete von sämtlichen Schweizer Medien einzig das *St. Galler Tagblatt*. (aku)

Kann man eine Verneigung zurücknehmen? Dazu sehen wir uns genötigt. In der letzten Ausgabe hatten wir an dieser Stelle CVP-Nationalrätin Lucrezia Meier-Schatz gelobt, weil sie – wie einer ihrer Parlamentskollegen beteuerte – für eine PUK im Fall Roschacher/Ramos gestimmt habe, in den Meier-Schatz als ehemalige GPK-Subkommissionpräsidentin selber verwickelt war. Der Kollege hatte falsch gezählt. Meier-Schatz votierte in Tat und Wahrheit gegen die Aufklärung der dubiosen Affäre. Das falsche Lob liess sie auf sich sitzen. Ein Korrigenda für das «Chapeau, Madame!» verlangte sie nicht. (gut)



Falsches Lob: Meier-Schatz (CVP).

## Nachruf



Lebenslanger Kampf: Historiker Hobsbawm.

**Eric Hobsbawm (1917–2012)** — Man hat ihn mit Ehrendokortiteln, Literatur- und Wissenschaftspreisen überhäuft – eine Million Franken erhielt er allein 2003 in Bern von der Balzan-Stiftung. Man hat ihn für seine Grundsatztreue, sein Einstehen für die Schwachen, seinen lebenslangen Kampf gegen die Exzesse der Marktwirtschaft gepriesen. Hobsbawm war vermutlich, wie sein Freund und ideologischer Gegenspieler Tony Judt schrieb, «der weltweit bekannteste Historiker. Sein Ruhm ist verdient. Er weiss einfach mehr als andere Historiker und kann besser schreiben.»

Wirtschaftskrise, Massenarbeitslosigkeit und die Machtübernahme der Nazis, die er als 15-jähriger Vollwaise in Berlin miterlebte, haben ihn geprägt. Er zog 1933 nach England, studierte in Cambridge Geschichte, trat der Kommunistischen Partei bei, der er 50 Jahre angehören sollte. Dieses Jahr erschien sein letztes Buch: «Wie man die Welt verändert». Marx, so befand er, sei heute nötiger denn je, der Untergang des Kapitalismus gewiss. Was wird von seinen Aussagen bleiben? Sicher ein Wort.

In einem Fernsehgespräch 1994 erinnerte sein Historikerkollege Michael Ignatieff ihn an die Opfer des sowjetischen Experiments, an den stalinistischen Terror. Wäre er Kommunist geblieben, hätte er von den Schrecken gewusst? Eine akademische Frage, wieweit Hobsbawm aus, Massenmord und Massenleiden seien universal gewesen. Der Frager hakte nach: Hätte der Bolschewismus die verheissene Zukunft wirklich gebracht, wäre dann der Verlust von 15 bis 20 Millionen Menschen gerechtfertigt gewesen? Hobsbawm: «Ja.» Hanspeter Born



Dame ohne Vergangenheit und Leistungsausweis: «Waldau»-Kaderfrau «Prof. Dr. Indira Lütolf».



Des Lobes voll: «Waldau»-Direktorin Mader.

## Fall «Waldau»

# Maders falsche Professorin

Von Urs Paul Engeler — Eine Hochstaplerin wird Chefbeamtin. Die renommierte, nun von Regula Mader (SP) herrisch regierte Berner Psychiatrieklinik «Waldau» schlittert in den nächsten Skandal.

Wenn sie vor Fachleuten spricht, zum Beispiel im September 2005 vor Ärzten in Freiburg im Breisgau, dann nennt sie sich vorsichtshalber nur Indira Lütolf, ohne etwas. In einem Papier des Berner Inselspitals taucht sie hingegen als «Dr. med. I. Lütolf» auf. Wenn sie ihr Profil auf der Internetplattform LinkedIn für Fach- und Führungskräfte beschreibt, schmückt sie sich gleich dreifach als «Dr. Dr. med. MBA Indira Lütolf bei Inselspital Bern». Wenn sie als neue Leiterin des Qualitätsmanagements der Universitären Psychiatrischen Klinik «Waldau» (UPD) firmiert, dann ist sie, ganz amtlich, sogar die Frau «Prof. Dr. Indira Lütolf». Der dreiste Titelschwindel der Dame, die ledig Indira Junicic hiess und aus Ex-Jugoslawien stammt, ist zum kleineren Teil das private Problem einer balkanischen Wichtigtuerin, hauptsächlich aber der neuste Skandal in der von Intrigen und politischen Wirren durchgeschüttelten Berner Klinik «Waldau».

Im Februar dieses Jahres wurde die 41-Jährige einer überraschten UPD-Belegschaft als künftige Leiterin der neugeschaffenen Grossabteilung Qualitätsmanagement, E-Health und Medizincontrolling (QeM) präsentiert. Die früheren Verantwortlichen, die der autoritären Hausherrin Regula Mader (SP) nicht genehm waren, wurden ohne jeden Pardon wegspediert. Die «Waldau»-Leitung rühmte die neue Chefbeamtin, die auf der UPD-Web-

site als Mitglied der Führungsriege erscheint, in den höchsten Tönen: Prof. Dr. Lütolf-Junicic habe zuvor «mehrere Jahre am Inselspital Bern in den Bereichen Organisationsentwicklung, Medizincontrolling, Patienten- und Leistungsmanagement sowie medizinische Beratung» gearbeitet, verfüge «über langjährige Praxis in der Anwendung verschiedener medizinisch-ökonomischer Informationssysteme» und sei «ausserdem Dozentin an der Berner Fachhochschule und beim Spitalverband H+ mit den Schwerpunkten Medizincontrolling und OP-Management».

### Wer sucht, der findet: nichts

Lütolf-Junicic selbst stellte sich nach der Wahl in der «Waldau» als Sprachtalent mit ultrascher Auffassungsgabe vor. Sie habe bereits im Kroatien-Krieg (1991–1995) als Ärztin im Einsatz gestanden, operiere übers Wochenende immer noch am Inselspital mit dem weltberühmten Herzspezialisten Thierry Carrell und sei überdies an der Berner Fachhochschule für Technik und Informatik im Bereich Weiterbildung tätig.

Eine beeindruckende Karriere, zur der die UPD-Medienstelle allerdings jeden schriftlichen Beleg verweigert. Und wer sucht, der findet: nichts. Die Berner Fachhochschule für Technik und Informatik schreibt, Frau Lütolf sei zwar früher einmal als «externe Dozentin»

für einen Kurs im Einsatz gestanden, figuriere aber derzeit auf keiner Lohnliste. Die Fachhochschule für den Bereich Wirtschaft erklärt, dass Lütolf-Junicic als externe Referentin ohne eigenen Arbeitsplatz für «Einzellektionen», die «stundenweise abgerechnet» würden, zur Verfügung stehe: «Frau Lütolfs Pensum ist sehr klein, dieses Jahr kam sie bisher nicht zum Einsatz. Sie ist bei uns also nicht als Professorin angestellt.»

Der Titelschmuck «Professorin» stammt definitiv auch nicht vom Inselspital, dem Berner Universitätsspital. Wer sich durch die Listen der Namen und Publikationen der «Insel» kämpft, findet die Controllerin zwar in zwei Fussnoten der Jahresberichte der Kinderklinik und der Kinderchirurgie aus den Jahren 2008 und 2010, doch nie mit dem Titel «Prof.». Später taucht sie, die dort mit Thierry Carrell operieren will, überhaupt nicht mehr in irgendeiner Funktion auf. Mediensprecherin Monika Kugemann: «Kann sein, dass die Frau Lütolf mal bei uns gewesen war; aktuell ist sie sicher nicht an der «Insel» tätig. Auf jeden Fall habe ich sie im System nirgends finden können.»

Professorin ist sie nicht, Ärztin mit Dokortitel kaum. Die Medizinalpersonen mit einem eidgenössischen oder einem anerkannten ausländischen Diplom sind im offiziellen «Medizinalberuferegister» ([www.medregom.admin.ch](http://www.medregom.admin.ch)) und im Verzeichnis der Schweizer



Ärzte (www.doctorfmh.ch) aufgeführt. Doch in keiner dieser Datenbanken erscheinen die Namen Indira Lütolf oder Indira Junicic. Auch eine Dissertation ist nicht aufzufinden, nicht einmal eine eigenständige Publikation. Lediglich eine statistische Studie hat sie als eine von acht Co-Autoren unterzeichnet. Die mit akademischen Titeln sonder Zahl Dekorierte entpuppt sich als Dame ohne Vergangenheit und Leistungsausweis.

Die Frau Prof. Dr. Dr. med. MBA, die den 56-jährigen Schweizer Paul Lütolf (Inhaber der Studios Styleinferno für Design und Tattoos) geheiratet hat, zu ihrer Biografie zu interviewen, entpuppt sich als unmögliche Aufgabe. Nach stundenlangen Versuchen in die telefonische Leere antwortete plötzlich ein «Stellvertreter», die Chefin befinde sich in den Ferien und werde nicht zurückrufen. Merkwürdig: Bei der UPD-Hauszentrale war sie während der ganzen Zeit als anwesend gemeldet! Schliesslich bequeme die Medienstelle sich, die ganz konkreten acht Fragen der *Weltwoche* nach den öffentlich ausgewiesenen Titeln und Meriten entgegenzunehmen.

Die kurze offizielle Reaktion erfolgt nach langen internen Beratungen und intensiviert die Ratlosigkeit: Angaben über die Qualifikationen der «Waldau»-Chefcontrollerin seien «vertraulich». Deren Anstellung stütze sich «auf ihre langjährige Tätigkeit und Berufs-

erfahrung als Medizincontrollerin am Inselspital Bern». Kein Wort zum falschen «Prof.» und keines zum höchst zweifelhaften «Dr. med.», keines zum MBA und nichts zur fehlenden Dissertation.

Das verstärkt den begründeten Verdacht, dass Indira Lütolf-Junicic eine klassische Hochstaplerin ist. Als solche wäre sie jedoch lediglich eine juristische Randnotiz. Von politischem Belang ist, wie und warum sie die Chefposition in der «Waldau» erlangt hat. Sie kann sich für ihren schönen Posten bei der seit gut einem Jahr wirkenden «Waldau»-Regen-

### Das personelle Machtgeflecht von Regula Mader irritiert auch loyale Mitarbeiter.

tin Mader und deren Mann bedanken. Mader ist mit Philipp Weder verheiratet, der bis vor kurzem in der Klinik als Pfleger arbeitete. Der Ehemann, der als Krankenbetreuer in der Patientenaufnahme wirkte, strebte mit einem Diplom im Portefeuille den raschen Aufstieg in die höheren Gefilde des Reichs seiner Frau an.

Zu diesem Fahrschein verhalf ihm Frau Prof. Dr. Dr. med. MBA Indira Lütolf, die Weders Arbeit an einer Fachhochschule betreute und offenbar gut benotete. Der Beziehungskreis schliesst sich gar noch enger: We-

der arbeitet heute unter seiner Professorin Lütolf im Bereich Qualitätsmanagement und Controlling der «Waldau». Das personelle Machtgeflecht, das Regula Mader systematisch aufbaut, irritiert auch loyale Mitarbeiter.

Seit der Berner Regierungsrat Philippe Perrenoud (SP) und seine sozialdemokratische Vollstreckerin Mader Psychiatrieprofessor Werner Strik willkürlich freistellen wollen, brennt das Haus mit der stolzen Tradition. Der Fall Strik sorgt international für Kopfschütteln und ist bereits zur Belastung für die Universität Bern geworden. Das deutsche Fachblatt *Neurotransmitter* diskutiert in zwei Beiträgen besorgt den Trend, dass in der Schweiz nun die Politik die Psychiatrie beherrscht. Und renommierte Wissenschaftler lehnen einen Ruf nach Bern dankend ab. Vorletzte Woche verzichtete Professor Wolfgang Retz von der Universität des Saarlandes auf den ihm angebotenen Lehrstuhl für Forensische Psychiatrie, und zwar mit dem Verweis auf die unhaltbaren Zustände in der «Waldau»: «Gleichzeitig wurden in der Psychiatrischen Klinik mit der Freistellung von Professor Strik Veränderungen herbeigeführt, die zumindest erheblichen Zweifel aufkommen lassen, ob der seit einigen Jahren beschrittene Weg einer modernen, naturwissenschaftlich fundierten Psychiatrie seitens der UPD zukünftig in ausreichendem Masse unterstützt wird.» ○

MARTI, SELLER.

 **SUBARU**  
Confidence in Motion



**LEGACY 4x4. SO VIEL ALLRAD-KOMBI FÜR SO WENIG GELD.**  
Wer schaut, was die Legacy-Modelle alles bieten und dann, wie viel Sie kosten, hat die Rechnung schnell gemacht. So viel Auto für so wenig Geld bietet sonst keiner. Willkommen zur Probefahrt. Jetzt bei Ihrem Subaru-Vertreter.

**SUBARU. SWITZERLAND'S 4x4**

SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. [www.multilease.ch](http://www.multilease.ch).  
Abgebildetes Modell: Legacy 2.0i AWD Advantage, man., Energieeffizienz-Kategorie G, CO<sub>2</sub> 199 g/km.  
Verbrauch gesamt 8,6 l/100 km, Fr. 27'350.-. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle  
(markenübergreifend): 159 g/km. Unverbindliche Preisempfehlung netto.  
inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten.  
[www.subaru.ch](http://www.subaru.ch)

# Man nimmt übel

Von Henryk M. Broder — Der Bürgermeister von Neukölln hat ein Buch geschrieben.



Zur Zeit von Kurt Tucholsky war es so: «Wenn einer bei uns einen guten politischen Witz macht, dann sitzt halb Deutschland auf dem Sofa und nimmt übel.» Heute ist es

ganz anders: Wenn einer bei uns die Situation in einem sogenannten Problembezirk so beschreibt, wie sie ist, dann steht halb Deutschland vom Sofa auf und nimmt übel.

Heinz Buschkowsky, der Bürgermeister des Berliner Bezirks Neukölln, hat ein Buch über die Zustände vor seiner Haustür geschrieben. Es heisst «Neukölln ist überall» und sorgt für heftige Debatten. Nicht darüber, ob die Dinge so sind wie von Buschkowsky präsentiert, sondern darüber, ob es opportun ist, sie so darzustellen. Dazu muss man Folgendes wissen:

In Neukölln leben etwa 315 000 Menschen. So viele wie in Island. Würde sich Neukölln für unabhängig erklären, könnte es einen Antrag auf Aufnahme in die Uno, die Nato und die OSZE stellen. Dem steht freilich die Bevölkerungsstruktur des Bezirks im Wege. Über 40 Prozent der Neuköllner haben einen «Migrationshintergrund», in einigen Schulen sind über 80 Prozent der Schüler nichtdeutscher Herkunft; deren Eltern gehen meist keiner geregelten Arbeit nach, sondern leben von Sozialhilfe.

Buschkowsky sagt nichts Neues, wenn er feststellt, dass viele Migranten, im Vertrauen auf den Wohlfahrtsstaat, sich nicht integrieren wollen und dass man sie dafür nicht belohnen sollte. Das haben auch die Soziologin Necla Kelek, die Jugendrichterin Kirsten Heisig und der Ökonom Thilo Sarrazin geschrieben. Und über jeden brach der gleiche Shitstorm herein. So ergeht es derzeit auch Buschkowsky, einem Arbeitersohn, der seit 40 Jahren in der SPD aktiv ist. Die einen schreien «Rassismus», die anderen behaupten, er polarisiere. Der Bezirksbürgermeister von Kreuzberg wirft ihm eine «alarmistische, tendenziell rechtspopulistische Grundhaltung» vor, eine Kolumnistin des Berliner *Tagesspiegels* Kalkül und Skrupellosigkeit. Der Mann wolle nur «seine zwischen Buchdeckel geklebten Ergüsse» verkaufen. Sie dagegen tue sich schwer damit, «die eigene Sicht anderen in gedruckter Form unter die Nase zu schieben».

Da haben die Leser des *Tagesspiegels* noch mal Glück gehabt.

# An der Grenze zur Absurdität

Von Silvio Borner — Das Parlament diskutiert über eine Verschärfung des Kartellrechts. Das Schweizer Preisniveau soll auf das europäische gesenkt werden – ohne Rücksicht auf Verluste.

Viele politische Massnahmen werden damit begründet, der Staat müsse ein Marktversagen korrigieren. Dabei kommt es viel häufiger zu einem Politikversagen: Die Eingriffe gegen vermeintliche und tatsächliche Mängel des Marktes richten grösseren Schaden an als das ursprüngliche Problem.

In der Wettbewerbspolitik kündigt sich ein besonders krasses Beispiel in der Gestalt einer Motion von Nationalrätin Prisca Birrer-Heimo (SP) an. Äusserer Anlass ist die Frankenaufwertung und die vermutete Nichtweitergabe von Währungsgewinnen an die Konsumenten durch Importeure und Detailhändler. Typischerweise werden in der aufgeregten Diskussion die hausgemachten Ursachen für die überhöhten Schweizer Preise ausgeblendet. Vor allem bei den Lebensmitteln: die Agrarpolitik mit ihrer als Selbstversorgung verbrämten Marktabschottung und der zahme Wettbewerb im Detailhandel. Vergessen wird zudem, dass die Preisinsel Schweiz auch eine Lohn- und Wohlstandsinsel ist, die einem Schweizer Lohn eine im Vergleich zum Ausland höhere Kaufkraft beschert.

Selbsternannte Konsumentenschützer holen die Kartellverbotskeule hervor, um das schweizerische Preisniveau auf das europäische herunterzuhauen. Konkret verlangt die Motion: «Unternehmen, die ihre Markenprodukte im Ausland vertreiben, verhalten sich wettbewerbspolitisch unzulässig, wenn sie sich weigern, Unternehmen oder Konsumenten aus der Schweiz über die im Ausland gelegenen Vertriebsstellen zu den dort geltenden Preisen und Geschäftsbedingungen zu beliefern, oder wenn sie Massnahmen treffen, um zu verhindern, dass Dritte auf Nachfrage hin in die Schweiz liefern können.» Diese bereits sprachlich verkorkste Formulierung offenbart eine völlige Unkenntnis der Markt- und Preistheorie und eine totale Naivität gegenüber der realen Geschäftswelt.

## Zum Beispiel Ricola

Erstens blendet man die volkswirtschaftlichen Vorteile der internationalen Preisdifferenzierung aus. In der Begründung der Motion Birrer-Heimo heisst es: «Diese Gewinnmaximierung geht zu Lasten der Konsumenten.» Dabei lernt jeder Erstsemesterstudent der Ökonomie, dass Preisdifferenzierung sehr wohl effi-

zient sein kann, indem sie die Produktdifferenzierung fördert und den Absatz vergrössert. Nehmen wir den bekannten heimischen Bonbonhersteller Ricola. Der innovative und ausschliesslich in der Schweiz produzierende Hersteller hat eine starke Marke aufgebaut. In der ganzen Welt verhandelt er mit unabhängigen Vertragspartnern über Verkaufspreise, Margen, Mengenrabatte und meistens auch das exklusive Vertriebsgebiet. Wichtige Punkte sind jedoch auch Kostenaufteilungen für Werbe- und Promotionskampagnen, Qualitätskontrolle oder Kundenservice. Möchte Ricola ein deutlich ärmeres Land mit starker lokaler Konkurrenz neu erschliessen, kann man natürlich nicht mit den hohen schweizerischen Preisen einsteigen.

Zweitens wird die alles entscheidende Frage der Marktmacht ausgeblendet. Den Wettbewerb erheblich beschränken oder gar ausschalten kann nur, wer entweder auf der Produktions- oder Vertriebsseite über Marktmacht verfügt. Vertikale Preisbindungen und Gebietszuweisungen sind dann gut für den Wettbewerb, wenn dadurch auch kleine und spezialisierte Nischenproduzenten eine Chance gegen die globalen Multis bekommen. Professor Roger Zäch, so etwas wie der Einflüsterer der Motion Birrer-Heimo, tendiert dazu, starke



Marken mit faktischer Monopolmacht gleichzusetzen. Dieser Interpretation zufolge sind neben Ricola auch Kambly oder Elmex marktmächtig, obwohl sie in einem hart umkämpften Interbrand-Wettbewerb stehen!

Weitere Fragen wirft die technische Umsetzung der Motion auf: Wie will die Schweiz einen ausländischen Importeur dazu zwingen, zu denselben Bedingungen Parallelimporte in die Schweiz zu tätigen wie im Ausland, wenn diese ausländischen Konditionen gar nicht öffentlich bekannt sind? Was ist mit einem ausländischen Markenartikelhersteller mit unabhängigen schweizerischen Vertriebspartnern? Wie wollen wir einen amerikanischen Kaugummiproduzenten dazu zwingen, ein Tante-Emma-Lädli im schweizerischen Berggebiet zu denselben Konditionen zu beliefern wie eine Filiale in Berlin? Überall müsste unsere Schweizer Weko in Lieferantenbeziehungen eingreifen und Lieferbedingungen und Transferpreise festlegen. Man sieht: Die Grenze der Absurdität ist überschritten.

# Die Ostschweiz – jetzt auch in Dürdingen

## Die Schweiz geniesst Bell Original



ORIGINAL



### **St. Galler OLMA Bratwurst**

Der etwas grössere Genuss, delikat im Geschmack und fein im Biss.



### **St. Galler Kalbsbratwurst**

Für den typischen Gout mit frischer Appenzeller Milch hergestellt.

Geniessen Sie den ursprünglichen Charakter eines Originals. Alle Produkte von Bell Original stammen aus Bell Betrieben in ausgewählten Regionen der Schweiz und Europas, wo sie nach traditionellen Rezepturen hergestellt werden.

Entdecken Sie die Vielfalt der Charcuterie-Spezialitäten von Bell Original auf [www.bell.ch](http://www.bell.ch)

# Der Irak – ein strategisches Vakuum

Von Hansrudolf Kamer — Die amerikanische Mittelostpolitik hat unter Obama stark an Einfluss verloren. Ein strategischer Fehler war der voreilige Truppenabzug aus dem Irak.



Seit dem vollständigen Abzug der amerikanischen Truppen im letzten Dezember ist der Irak aus den Schlagzeilen geraten. Die manipulierte Wut auf das Mohammed-Video, der Terroranschlag

in Libyen und der Krieg in Syrien beanspruchten die Aufmerksamkeit.

Die Turbulenzen und die Gewalt im Irak haben in den vergangenen neun Monaten zugenommen. Der schiitische Präsident Maliki scheint zwar seine Macht zu konsolidieren. Der Preis, den er dafür zahlt, ist aber der wachsende Widerstand der sunnitischen Parteien und Milizen. Das wenige, was an einem politischen Konsens im Irak vorhanden war, bricht auseinander.

Die Amerikaner versuchen, das Manko ihrer Abwesenheit irgendwie auszubügeln. Sie unterhalten in Bagdad eine grosse Botschaft, und die angestrebte militärische Zusammenarbeit soll einen Rest von amerikanischem Einfluss im Land bewahren. Ende August wurde eine letzte Tranche von Abrams-Kampfpanzern geliefert, und irakische Piloten werden in Amerika auf F-16-Kampffjets ausgebildet, die 2014 geliefert werden sollen.

Doch diese Zusammenarbeit hängt buchstäblich in der Luft, denn viele politische und strategische Fragen sind ungelöst. Präsident Obama hatte am 14. Dezember 2011 proklamiert, man hinterlasse einen souveränen, stabilen und selbstsicheren Irak mit einer repräsentativen vom Volk gewählten Regierung. Neun Monate später wird die Rechnung präsentiert. Sie sieht anders aus.

Der Chef der irakischen Streitkräfte hatte mehrmals betont, es werde wohl bis ins Jahr 2020 dauern, bis der Irak in der Lage sei, seinen Luftraum zu verteidigen. Und diese Prognose steht noch auf schwachen Füßen. Bodentruppen ohne taktischen Schutz aus der Luft sind in einem Land wie dem Irak auch nicht fähig, die Landesgrenzen zu verteidigen. Der Irak bleibt den Bedrohungen von seinen Nachbarn ausgesetzt, vom Iran im Osten, von der Türkei im Norden und von Syrien im Westen – in einer Region, die sich im Aufruhr befindet.

Die Geschichte der amerikanischen Besetzung des Iraks wird in einem neuen Buch dargestellt, das die eigentlichen militärischen Kampfhand-

lungen bis zum Sturz Saddams weglässt. Die gut recherchierte Studie stellt dar, wie schnell die Amerikaner nach dem militärischen Initialerfolg in eine Situation kamen, die sie nicht gewollt hatten, nämlich, eine neue Aufgabe beim sogenannten *nation building* zu übernehmen.

Die Fehler und Unterlassungen der Administration Bush werden detailliert geschildert, bevor jene Obamas eine gebührende Würdigung erhalten. Der Nachfolger Bushs führte eine Irak-Politik, die Desinteresse signalisierte und direkt ins Fiasko des verfrühten Truppenabzugs führte. Zugrunde lag dem die Beurteilung, dass Afghanistan der wichtigere Schauplatz sei. Wahlpolitische Überlegungen spielten mit.

Vor wenigen Wochen wurde bekannt, dass der Iran das Assad-Regime in Syrien über den irakischen Luftraum mit Waffen und Militärberatern (Kämpfern) versorgt. Ausserdem unterläuft Maliki die gegenüber dem Iran verhängten wirtschaftlichen und politischen Sanktionen. Er sabotiert wesentliche Elemente der amerikanischen Politik.

Maliki hat ein direktes Motiv, um Assad in Syrien an der Macht zu halten: die Rivalitäten zwischen sunnitischen Arabern, Schiiten und Kurden in seinem eigenen Land, aber auch in der ganzen Region. Assads Sturz würde seine Gegner stärken.

Kein Wunder, dass Saudi-Arabien, Katar und die Türkei, die zur Anti-Assad-Front gehören, keine guten Beziehungen zu Bagdad pflegen. Der sunnitische Vizepräsident des Iraks, über den ein Todesurteil verhängt wurde, ist in die Türkei geflohen, und Erdogan weigert sich, ihn auszuliefern.

## Späte Unterstützung

Obama wird, sollte er wiedergewählt werden, seine bisherige Strategie nicht fortführen können. Die amerikanischen Optionen sind begrenzt und werden enger. Es besteht die Gefahr, dass der Irak zu einer neuen Plattform von al-Qaida für Terroranschläge und einem Spielfeld für iranische Destabilisierungsversuche wird.


Etwas spät hat Obama begonnen, die iranische Opposition zu unterstützen. Er kritisiert das Regime nun deutlich schärfer als früher und hat die iranischen Volksmudschaheddin endlich von der Liste der Terrororganisationen gestrichen.

Doch das Abseitsstehen im syrischen Bürgerkrieg verschärft die Situation und fördert die islamistische Radikalisierung der Opposition. Mit Ägypten bleibt die Rechnung offen. Dass der neue Präsident und seine Partei keine Freunde Amerikas sind, haben die jüngsten Ereignisse überdeutlich gemacht. Die Aussichten für die amerikanische Politik waren auch schon freundlicher.

**Michael R. Gordon and General Bernard E. Trainor:** *The Endgame. The Inside Story of the Struggle for Iraq, from George W. Bush to Barack Obama.* Pantheon, 2012. Es ist die Fortsetzung von «Cobra II: The Inside Story of the Invasion and Occupation of Iraq» (2007) der gleichen Autoren.



Direkt ins Fiasko: Übergabe einer US-Militärbasis an den Irak, Dezember 2011.



Hier wird mit  
Erdgas und Biogas  
geheizt und gleichzeitig  
Strom erzeugt.

**KRAFTWERK MEIER**

Vereinbaren Sie eine Beratung: 0800 082 082

Fragen  
Sie nach  
Biogas

Betreiben Sie Ihr eigenes Kraftwerk. Mit einer Stromerzeugenden Heizung können Sie nicht nur Ihr Haus heizen, sondern gleichzeitig auch Strom für Ihren Eigenbedarf erzeugen. So wird die eingesetzte Primärenergie viel effizienter verwertet als bei anderen Heizungen und Kraftwerken. Wer zusätzlich Biogas verwendet, setzt auf eine erneuerbare Energie. [www.erdgas.ch](http://www.erdgas.ch)

**erdgas**   
Die freundliche Energie.

## Plädoyer für einen Armeetag

Von Christoph Mörgeli

**E**in Spötter urteilte 1918 über den Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie: «Wir hatten die schönste Armee der Welt. Schade, dass wir sie in den Krieg geschickt haben.» Die Schweiz braucht nicht die schönste, sondern die beste Armee der Welt. Was heisst: Keine andere Armee darf besser geeignet sein, unser Land zu verteidigen. Unsere Armee ist das letzte Mittel zur Bewahrung unserer Freiheit. Darum darf dieses letzte Mittel nie versagen.

Wer jetzt das Projekt für die Kampfflieger Gripen bekämpft, weiss genau: Entweder haben wir in sechs Jahren die schwedischen Gripen oder überhaupt keine modernen Kampfflieger zur Verteidigung unseres Luftraums. Die Sozialdemokraten und die übrigen Linken wollen genau dies. Und die FDP und die übrigen Gemitteten riskieren genau dies. Weil sie lieber auf Verteidigungsminister Ueli Maurer eindreschen, statt zu anerkennen, dass das Gripen-Abkommen mit Schweden der beste Staatsvertrag ist, den ein Bundesrat in den letzten Jahren nach Hause gebracht hat.

Um 1900 soll ein fast blinder Waadtländer Nationalrat bei jedem Zusammenstoss im Ratssaal gesagt haben: «Pardon, mon colonel.» Heute sind Obersten selten geworden. Die Beziehung zwischen Parlament und Armee hat sich abgekühlt. Mittlerweile präsidiert Chantal Galladé (SP) die einstige Militärkommission. Das Prestige der militärischen Kader schmolz dahin wie der Schnee unter der Märzsonne. Das Elend begann mit jenen Instruktoren, die in Bundesbern neue Uniformen entwarfen und die galonierten Schirmmützen abschafften. Auch die Abschaffung der Kavallerie war ein Fehler. Man hätte die traditionsreichen Berittenen fürs moderne Gefecht umschulen müssen, ohne ihnen Reiterhosen und Stiefel wegzunehmen.

Jetzt muss ein Armeetag her. Zwecks Motivation und Identifikation. Einmal im Jahr. Vom 19-jährigen Rekruten bis zum 91-jährigen Ex-Generalstabschef tragen alle ihre Uniform. Die Anreise in den öffentlichen Verkehrsmitteln ist gratis. Bei Defilee, Flugshow, Armeespiel und weiteren Attraktionen unterstützt die Schweizer Wirtschaft den Bund. Bundesrat Ueli Maurer und Armeechef André Blattmann halten Ansprachen über den heutigen Armeeauftrag und das moderne Bedrohungsbild. Mit diesen zwei wäre es zu machen. Nachher darf immer noch Chantal Galladé schwatzen. Sie ist uns ja nicht unsympathisch. Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## US-Heuschrecke will SNB knacken

Von Peter Bodenmann — Der Vorwurf, die Nationalbank kaufe mit ihren Euros zu viele Staatsanleihen von starken Euro-Ländern, ist lächerlich.



Fast gratis: deutscher Finanzminister Schäuble (vorne).

**S**chon vergessen? Rating-Agenturen sind die Agenten der amerikanischen Heuschrecken. Nicht erstaunlich, dass Standard & Poor's die Schweizerische Nationalbank angreift. Denn mit festen Wechselkursen können Heuschrecken kein Geld verdienen.

Die These: Die Nationalbank kauft zu viele Staatsanleihen von starken Euro-Ländern wie Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. Deshalb sinken für diese Staaten die Zinsen. Sie können sich – dank der SNB – immer günstiger refinanzieren. Die Zinsdifferenz zu den schwachen Euro-Ländern werde grösser. Das Euro-System unnötigerweise destabilisiert.

Für die Credit Suisse kauft die Nationalbank zu wenig Anleihen, um die Zinsen zu drücken. Aber selbst wenn S & P richtigläge, ist der Vorwurf lächerlich. Wenn Deutschland, Frankreich und die Niederlande höhere Zinsen zahlen müssten, wäre Portugal, Griechenland, Spanien und Italien nicht geholfen. Im Gegenteil: Die Zinsdifferenz bliebe – auf einem höheren Niveau – gleich. Alle müssten mehr für ihre Schulden zahlen. Die finanziellen Spielräume für Merkel und Hollande würden zusätzlich enger. Die überfällige Abschreibung der weitgehend verstaatlichten griechischen Kredite würde noch schwerer fallen.

Besser wäre die Einführung von Euro-Bonds mit vernünftigen Auflagen für die Schuldner. Noch besser wäre, wenn die EZB alle Staaten,

die dies wollen, günstig finanziert. Die starken Glieder der Kette würden für die Schulden der Schwachen haften und so deren Zinslasten massiv senken. Die Euro-Länder des Südens bekämen günstigeres Geld, um zu verhindern, dass es zu Volksaufständen gegen Verarmung und 50 Prozent Jugendarbeitslosigkeit kommt.

Die Wirtschaft leidet unter fehlender Nachfrage der Massen, weil der Export-Weltmeister Deutschland – dank den Sozialdemokraten und den Grünen – die realen Löhne und Renten vor Jahren nachhaltig gesenkt hat. Seither dreht sich die Spirale in die falsche Richtung. Die Krise wird verschärft, weil die Staaten nicht in die Zukunft investieren können.

Die Funktion jeder Krise ist es, Kapital zu zerstören. Immerhin das funktioniert gar nicht schlecht. Deutschland hat 2,5 Prozent Teuerung. Finanzminister Schäuble bekommt das Geld fast gratis. Wer Anfang Jahr dem deutschen Staat 100 Euro gibt, hat Ende Jahr real nur mehr 98 Euro im Depot. Und ist trotzdem zufrieden, weil nicht noch mehr Geld weg ist.

Wahr ist allerdings: Die Schweizerische Nationalbank hätte längst Negativzinsen einführen müssen. Um so den Franken weiter zu schwächen. Richtung Kaufkraftparität.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Ein Einbruch zur rechten Zeit

Von Kurt W. Zimmermann — Nach den Zuschauerzahlen brechen beim TV auch die Werbeumsätze ein. Roger de Weck bleibt heiter.

Roger de Weck, wie man weiss, hat einen Retwas erweiterten Blickwinkel. Damit kann der SRG-Chef derzeit seine Augen gleich vor zwei grösseren Problemen verschliessen.

Nach den Zuschauern nämlich laufen dem Schweizer Fernsehen nun auch die Werbekunden davon. Der Einbruch beim Werbeumsatz seit Anfang Jahr ist spektakulär.

Die Deutschschweizer Kanäle verzeichnen bei den Werbeeinnahmen von Januar bis September 2012 einen Absturz von 9,4 Prozent. Aufs Jahr hochgerechnet, ist dies im Vergleich zu 2011 ein Minus von 18 Millionen Franken.

Bei den zwei Westschweizer Kanälen ging der Werbeumsatz seit Januar um sogar 14,1 Prozent zurück. Aufs Jahr hochgerechnet, ergibt das ein Minus von 15,5 Millionen Franken. Beim Tessiner TV beträgt der Rückgang 7,0 Prozent, eine gute Million in absoluten Zahlen.

Im Jahr 2012 verliert das Schweizer Fernsehen damit im Vergleich zum Vorjahr rund 35 Millionen an Werbegeldern. Es ist dies der grösste Einbruch aller Zeiten. Ebenso historisch in der Amtszeit de Wecks ist der Absturz beim Publikum. Erstmals in der Geschichte sank der Marktanteil unter dreissig Prozent.

SRG-Vormann de Weck spielt den doppelten Misserfolg geschickt herunter. Bei öffentlichen Auftritten preist er die SRG und ihr TV unablässig als helvetische Erfolgsgeschichte. Er tut dies derart überzeugend, dass ihm vor allem die Politiker die Mär von der glänzenden SRG kritiklos abkaufen.

Werbekunden sind weniger naiv als Politiker. Für sie zählen nicht staatstragende Deklamationen, sondern harte Fakten. Die Fakten sind: Die Schweizer TV-Anstalt verliert laufend an Zuschauern, und die verbleibenden Zuschauer werden immer älter. Die Werbung investiert ihr Geld darum nicht mehr in diesem schrumpfenden Altersheim, sondern lieber bei jüngeren Sendern. Die Schweizer Werbefenster von RTL, Sat 1 und Pro Sieben haben 2012 fast so viel zugelegt, wie die SRG verloren hat. Es gibt also keine generelle Krise der TV-Werbung. Es gibt nur eine spezifische Krise der TV-Werbung im Staatskanal.

## Probleme sind willkommen

Ironischerweise kommt der Einbruch der Werbeumsätze für de Weck durchaus gelegen. Denn zwei Projekte stehen an, bei denen eine finanzschwache SRG deutlich bessere Chancen hat als eine SRG mit vollen Kassen.

Zuerst einmal geht es darum, dass künftig auch Nichtbesitzer von Fernsehgeräten und



Finte: SRG-Chef de Weck.

Firmen eine Empfangsgebühr zu bezahlen haben. Dagegen gibt es einiges an Opposition. Je lauter hier die SRG aus dem letzten Loch pfeifen kann, umso höher sind ihre Erfolgsaussichten.

Dann geht es um die Erlöse aus dem Internet. Letzten Monat entschied Bundesrätin Doris Leuthard, dass die SRG auf ihren Online-Seiten vorläufig keine Werbung schalten dürfe. Sie tat dies mit einer kleinen Einschränkung. Falls die Einnahmen aus TV-Spots rückläufig seien, wäre dem Staatskanal ab 2017 auch die Online-Werbung erlaubt. Die Zeitungsverleger bejubelten den Entscheid als grossen Sieg.

Die Verleger durchschauten die Finte von Leuthard und de Weck nicht. Die zwei wussten natürlich, dass im Jahr 2012 die Einnahmen aus TV-Spots bereits deutlich eingebrochen waren. Die Verleger wussten es nicht. Über einen «Boom bei der Fernsehwerbung» fantasierte darum nach Leuthards Entscheid die NZZ. Einen «Boom bei der Fernsehwerbung» erfand auch der *Tages-Anzeiger*.

Das war naiv. Der Minustrend bei der SRG-F Fernsehwerbung wird vermutlich so schnell nicht abbrechen. Das bedeutet grünes Licht für andere Einnahmequellen wie Zwangsgebühren und Online-Markt.

Roger de Weck sieht sich zwei grösseren Problemen gegenüber. Die Probleme, wie uns scheint, kommen gerade recht.

# 750 000 Franken für Prävention im Büro

Von Alex Reichmuth

Das Internet hat auch in den Berner Amtsstuben Einzug gehalten. So setzt die Eidgenössische Koordinationskommission für Arbeitssicherheit (Ekas) in ihrer Kampagne «Prävention im Büro» auf das Netz. Sie bietet die «Ekas-Box» an, ein interaktives Instrument, um Gefahren im Arbeitsalltag von Büroangestellten aufzuspüren.



Die Ekas-Box zeigt gezeichnete Büroszenen, die auf Gefahrenquellen für Angestellte in Dienstleistungsbetrieben aufmerksam machen sollen. Per Mausclick können die Benutzer Informationen über gesundheitsschädigendes Verhalten im Büroalltag abrufen. Man solle seinen Arbeitsplatz so einrichten, «dass die Blutzirkulation nicht behindert und eine aufrechte, entspannte Arbeitshaltung gefördert wird», bekommt man da etwa gesagt. Weiter gibt es Tipps, um die Tischhöhe richtig einzustellen und den Bildschirm korrekt zu platzieren. Unter «Unfallverhütung» bekommen die Benutzer vielsagende Empfehlungen vermittelt, wie etwa: «Lagern Sie schwere Gegenstände nicht auf dem Schrank, sondern immer möglichst weit unten», «Wischen Sie ausgeschüttete Flüssigkeiten rasch wieder auf» oder «Schubladen sollten nach dem Öffnen auch wieder geschlossen werden». Für Führungskräfte gibt es Empfehlungen, um Büroräumlichkeiten zu gestalten – zum Beispiel: «Diskrete und wichtige Gespräche sollten in separaten Räumen abgehalten werden können» oder «Platzieren Sie Arbeitsplätze so, dass die Sicht ins Freie gewährleistet ist». Natürlich darf auch ein Quiz nicht fehlen, in dem das soeben Vermittelte interaktiv getestet wird, sowie ein Link «Weitersagen», mit dem man die Ekas-Box Bekannten und Freunden empfehlen kann.

Insgesamt 750 000 Franken stehen der Ekas dieses Jahr für ihre Kampagne «Prävention im Büro» zur Verfügung. Das Geld wird über eine Abgabe auf allen Prämien für Unfallversicherungen eingetrieben. Offenbar erachten die Vorsorgebeamten den Aufenthalt in der Bürozone als derart riskant, dass eine solche Zwangsfinanzierung unumgänglich geworden ist. Ob sich mit den doch ziemlich banalen Tipps allerdings tatsächlich Unfallkosten verringern lassen – wie angestrebt –, ist mehr als fraglich.





# Liebe

Freiheit ist der Tod der Liebe. Romeo konnte nur deshalb Julia so intensiv lieben, weil er unfrei war.

Von Linus Reichlin und Benjamin Güdel (Illustration)

**E**s gibt Fragen, die einem erst in den Sinn kommen, wenn man die Erfahrungen schon gemacht hat, die man hätte vermeiden können, wenn man sich die Fragen früher gestellt hätte. Eine dieser Fragen lautet: *Was ist mir wichtiger – zu lieben oder geliebt zu werden?*

Ich stellte diese Frage Freunden von mir, mit der Bedingung, dass die Antwort «beides» nicht erlaubt sei. Alle antworteten: «zu lieben». Eine Strassenumfrage würde mit hoher Wahrscheinlichkeit zum selben Resultat führen, denn die Idealvorstellung der Liebe hat seit Shakespeares Tagen unbeschadet die Industrialisierung überstanden, zwei Weltkriege, die 68er Revolte, ja, auch die, und [www.sex.com](http://www.sex.com). In dieser Idealvorstellung begegnet man einem Menschen, entdeckt, wie wunderbar er ist, und verliebt sich in ihn, und zwar ohne eine Gegenleistung, die Erwidern der Liebe, zu verlangen. Wer antwortet, *zu lieben*, sei ihm wichtiger, als *geliebt zu werden*, beruft sich auf Romeo aus der Familie der Montague, der am Kostümfest der Capulets Julia begegnete und betört war von ihrer Schönheit und Anmut, so sehr, dass er sich selbst vergass und Julia zum Zentrum seines Lebens machte.

Meine Freunde, die sich mit ihrer Antwort zu Romeo bekannten, sind durchwegs hochindividualisierte Menschen, emotional und ökonomisch autark, ihr Leben ruht auf den Säulen, die sie selber errichtet haben. Gleichwohl möchten sie sich selbst vergessen können und jemand anderen zum Zentrum ihres Lebens machen, aber faktisch kommt es fast nie dazu. Einige von ihnen sind alleinerziehende Mütter, die in einem eng getakteten Tagesplan im Beruf und in der Alleinerziehung ihr Bestes geben, Perfektionistinnen, die im Büro Detailarbeit leisten und abends ihren Kindern nicht irgendetwas kochen, sondern ein Wunschmenü. Wie sollen sie unter diesen Umständen einen Romeo kennenlernen? Die Doppelbelastung ermüdet sie, sie gehen abends nur selten aus, und im Büro gibt es keine Romeos, nur gleichfalls von ihrem Alltag stark beanspruchte Individualisten, die noch dazu sehr genaue Vorstellungen von der Frau haben, in die sie sich verlieben würden. Sie muss über einundzwanzig positive Eigenschaften verfügen, die exakt auf die eigenen Bedürfnisse abgestimmt sind. Die Frau, in die sie sich verlieben, muss detailliert zu ihnen passen, und umgekehrt erklären auch die alleinerziehenden Mütter in

meinem Bekanntenkreis, dass es ihnen natürlich nur bei einem *besonderen* Mann wichtiger wäre, zu lieben, als geliebt zu werden. Er müsste einen mit roter Tinte geschriebenen Kriterienkatalog erfüllen. Punkt 1: Die Kinder müssten ihn mögen. Punkt 2: Er dürfte sie nicht *einschränken*. Dieser Punkt war allen meinen Freunden wichtig. Sie sind bereit zu lieben, wenn der, den sie lieben, sie nicht einschränkt. Sie brauchen ihre *Freiheit*.

«Liebe Freunde», sagte ich, «wenn ihr von Freiheit sprecht, sehe ich schwarz für die grosse Liebe.»

**R**omeo sah Julia, und hätte ein Neurologe ihn in diesem Moment des blinden Verliebenseins in einen Computertomografen geschoben, hätten auf dem Bildschirm dieselben Hirnregionen geleuchtet wie bei einem Alkoholiker, der eine Schnapsflasche sieht. Romeo warf sich in die Liebe wie ein Süchtiger, sein Blick verengte sich vollständig auf Julia, sie war alles, was er von nun an brauchte. Es war ihm egal, dass ihre Familie mit seiner tödlich verfeindet war, und er stellte sich in keinem Moment die Frage, ob Julia zu ihm passte, ob sie seine Leidenschaft fürs Degenfechten teilte und *sensibel* war und bereit, ihm seinen *Freiraum* zu lassen. In solchen Kategorien dachte er nicht, denn er war es nicht gewohnt, über sich selbst nachzudenken (eine zeitraubende Lieblingsbeschäftigung meiner Freunde). Er fragte sich nicht: *Ist Julia die Frau, die meinen Bedürfnissen entspricht?* Seine Bedürfnisse wurden nicht von ihm definiert, sondern von der sozialen Stellung seiner Familie, sein Lebensweg war schon bei seiner Geburt vorgezeichnet und bewegte sich in den genau festgelegten Grenzen der ständischen Ordnung seiner Zeit. Er war Wachs, das in eine vorgegebene Form fliessen sollte. Seine Liebe zu Julia war aber kein Aufbegehren gegen diese Fesseln, im Gegenteil: Dass er Julia so bedingungslos lieben konnte, wurde durch die Festgeschriebenheit seines Lebens überhaupt erst möglich. Romeo konnte nur deshalb so intensiv lieben, weil er unfrei war.

**I**n Woody Allens Film «Hannah und ihre Schwestern» sagt Elliot zu Hannah, mit der er verheiratet ist: «Es ist schwer, jemanden zu lieben, der nichts braucht.»

Wen also wollen meine Freunde lieben? Da sie ein auf grösstmöglicher individueller Freiheit basierendes Leben führen, lernen sie auf Partys oder im Internet Männer und Frauen

kennen, die selber auch autark leben, die also im Grunde nichts brauchen. Wenn zwei aufeinandertreffen, die sich zwar nach Geborgenheit und Intimität sehnen, die aber gelernt haben, auch ohne nicht permanent unglücklich zu sein, ist die Intensität der Lovestory von vornherein limitiert. Sie werden es *miteinander versuchen*, sie werden sich *Zeit lassen*. Sie sind weit davon entfernt, einen Gifttrunk zu schlucken wie Romeo, der sterben wollte, als seine Julia vermeintlich tot vor ihm lag. Wenn wieder einmal ein *Date* unbefriedigend verlaufen ist, gehen sie nach Hause in ihre Wohnung – und ist es nicht auch schön, nach Hause zu kommen, und es ist niemand da? Niemand, der Ansprüche stellt, die einen *einschränken*, niemand, der nur bei offenem Fenster schlafen kann, während man selbst lärmempfindlich ist. Es ist schwierig, sich auf einen anderen einzustellen, wenn man seine eigenen Bedürfnisse so genau kennt.

**L**iebe Freunde», sagte ich, «sollten wir uns nicht eingestehen, dass die Antwort «zu lieben» zwar einem verständlichen Wunsch entspricht, dass wir aber dazu nur noch bedingt fähig sind?»

«Du vielleicht», sagten meine Freunde, und einer, der immer alles besser weiss, fügte hinzu: «Das Problem bei deiner Frage ist, dass man antworten *muss*, zu lieben. Wem es nicht wichtiger ist, zu lieben, der kann sich die andere Antwort schenken. Denn ich bezweifle, dass er jemanden finden wird, der ihn liebt.»

«Dann stecken wir also ziemlich in der Breddouille», sagte ich.

*Romeo*: Ach, ich verlor mich selbst; ich bin nicht Romeo. Der ist nicht hier: er ist – ich weiss nicht wo. — *Benvolio*: Entdeckt mir ohne Mutwill, wen ihr liebt. — *Romeo*: Bin ich nicht ohne Mut und ohne Willen? — *Benvolio*: Nein, sagt mir's ohne Scherz. — *Romeo*: Verscherzt ist meine Ruh: wie sollt' ich scherzen? O, überflüss'ger Rat bei so viel Schmerzen! Hört, Vetter, denn im Ernst: Ich lieb' ein Weib.

## Neue Serie

Der Schweizer Autor **Linus Reichlin** schreibt für die *Weltwoche* in loser Folge über «Grundbegriffe des Lebens» wie Ehre, Treue, Liebe et cetera. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Er» bei Galiani. Reichlin, Jahrgang 1957, lebt in Berlin.



## Leserbriefe

«Die Uni Zürich wäre geradezu prädestiniert dafür, einen Lehrstuhl und Vorlesungen über Mobbing anzubieten.» *Edwin Graf*



«Spitze Feder»: Politiker und Professor Christoph Mörgeli.

### Ein Ende setzen

Nr. 39 – «Aus politischen Gründen»; Philipp Gut über den Fall Mörgeli

Wenn jemand, wie Herr Mörgeli, über längere Zeit mit spitzer, ja bisweilen zynischer Feder weiträumig um sich tritt, ist es nicht verwunderlich, wenn auch er getreten wird. Vielleicht an einer anderen Stelle, als er es erwartet hätte! *Jack E. Griss, Altstätten*

Die Uni Zürich wäre geradezu prädestiniert dafür, einen Lehrstuhl und Vorlesungen über Mobbing anzubieten. Ausgewiesene Fachleute sind in genügender Anzahl vorhanden, und unter gewissen andersdenkenden Politikern, Journalisten und Fernsehmoderatoren finden sich bestimmt genügend Teilnehmer für die jeweiligen Seminare, die sich in diesem Fach aus- oder weiterbilden lassen möchten. Wie könnte es sonst sein, dass ein Mitbürger, der es wagt, die ungeschminkte Wahrheit öffentlich kundzutun, während einer Woche gebetsmühlenartig täglich, sich mehrmals wiederholend, aufgrund zugespielter Informationen mit ungerechten Vorwürfen und Anschuldigungen in den Medien fertiggemacht wird?

*Edwin Graf, Rebstein*

Beim Lesen dieser Causa Mörgeli verdichtet sich der als Verschwörungstheorie erscheinende Verdacht, dass schon beim Abgang von Prof. Dr. Beat Rüttimann ganz gezielt nach einem Nachfolger gesucht wurde, dessen Karriere-

streben offensichtlich stärker ist als sein Bedürfnis nach gutem Einvernehmen und prosperitivem Wirken am Institut. Professor Condraus Installation als Institutsleiter kann mit der kodierten Quasiauflage verbunden gewesen sein, Mörgelis Verbleiben an der Universität Zürich ein Ende zu setzen. Ohne die mit einem solchen Hintergrund erworbene Rückendeckung sind Vorgehen und Verhalten dieses Professors – die fortwährende Demütigung eines langjährigen und erfolgreichen Mitarbeiters ab Amtsantritt – nicht erklärbar. Wenn dem aber so wäre, müsste auch Condrau gleichsam in den Kreis der Opfer verschoben werden. Es müssten auch Köpfe insbesondere in Universitätsrat und Regierung rollen.

*Hans Christian Müller, Zürich*

### Kehrseite der Toleranz

Nr. 39 – «Biel der Analphabeten»; Alain Pichard über die Stadt Biel

Wer Biel kennt, weiss, dass ein Artikel dieser Sorte längst fällig war. Er deckt auf, wie sich Biel in den letzten Jahren entwickelt hat. Als Ricardo Lumengo 2004 in den Bieler Stadtrat gewählt wurde, zeigten sich die Linken fortschrittlich, tolerant und weltoffen. Man vergass nur, zu erwähnen, dass Toleranz und Weltoffenheit auch Kehrseiten haben und vor allem auch einen Preis. Dass mehr als zehn Prozent der Leute von einer Sozialversicherung abhängig sind, ist nur eine gekürzte Information. Ausdehnen könnte man sie mit der

Tatsache, dass auch in Biel der Ausländeranteil extrem hoch ist. Einheimische reden schon von Gettoquartieren oder Gettoschulen. Gewisse Viertel sähen aus wie im Nahen Osten. Fairerweise möchte ich die Linken jedoch in Schutz nehmen. Sie haben sich nicht selbst an die Macht gehievt, sie wurden von denselben Bieler gewählt, die heute über ihre Stadt den Kopf schütteln. Zumindest haben sie jetzt die Chance, zu lernen, dass die rot-grüne Toleranz und Weltoffenheit ausser zu einer Sozialverschuldung zu nichts führt.

*Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf*

### Wer wäre da nicht lustig?

Nr. 39 – «Die EU ist die schönste Hölle auf Erden»; Robert Menasse über die EU-Bürokratie

«Beamte sind lustig», heisst es in diesem Essay. Bei (sehr) gutem Lohn, Vergünstigungen und anderweitigen Privilegien, wer wäre da nicht «lustig»? *Patrick Dörner, Menznau*

Statt hochqualifizierte, aufgeklärte EU-Beamte zu verklären, die von Rückzugsverteidigern der Nationalstaaten gebremst würden, sollte Robert Menasse besser ein Werk schreiben, wie ein europäischer Bundesstaat aussehen soll, der ein gemeinsames Verteidigungskonzept und eine Sozialunion anstrebt. Eine Definition fehlt nur schon, was Sache der Union ist. Die ersten Pläne über eine Sozialunion füllen bereits 900 EU-Dokument-Seiten. Soll das schwedische Modell gelten, wo die Bürger ihren Staat als Freund betrachten und ihm die benötigten Mittel zuführen, oder das griechische Modell, wo der Staat als Ausbeutungsobjekt behandelt wird, ohne ihm die Mittel zu geben?

Die offiziellen 26 000 EU-Beamten betreffen nur die EU-Kommission. Andere Institutionen zählen nochmals 14 000; rechnet man jene mit, die innerhalb der Nationalstaaten an EU-Projekten arbeiten, ergibt sich die Zahl von 170 000 Beschäftigten (Hans-Peter Martin: «Die Europafalle»). In der Schweiz als Nichtmitglied müssen sich Bund und Kantone und allenfalls das Volk mit den Brüsseler Hochleistungen auf Steuerkosten befassen. Übrigens: Weshalb soll ein slowakischer EU-Parlamentarier sich noch für sein Land einsetzen, wenn er achtmal so viel wie sein Staatspräsident verdient? Frankreich hat doppelt so viele Beamte pro Kopf wie Finnland oder die Schweiz. Es hat die besten «rationalen» und «aufgeklärten» Beamten nach Brüssel entsandt, um der EU französische Normen zu verpassen. Das Wort «Subsidiarität» kennen sie zwar, nicht aber dessen Sinn.

Da ist es auch nicht verwunderlich, dass für solche EU-Beamten die Union ein Steuerparadies ist. Sie zahlen nur Einkommenssteuern an die EU. Die niedrigste Besoldungsgruppe mit 4300 Euro monatlich bezahlt 1,11 Prozent Steuern, die mit einem Einkommen von 7100

Euro 3,9. Sie haben eine 37,5-Stunden-Woche, 13 Wochen Ferien etc. Ist es da verwunderlich, dass es auch viele EU-Turbos in der Schweiz gibt? *Peter M. Linz, Büsserach*

### Patriarchale Verzerrung

Nr. 39 – «Die Grenzen der Gleichstellung»;  
Kommentar von Alex Baur

Ich möchte Sie bei dieser Gelegenheit auf eine gängige Formulierung aufmerksam machen, die mich jedes Mal stört, wenn ich sie irgendwo lese, wie auch in diesem Kommentar: die Formulierung, der Mann liefere bei der Zeugung den Samen (und befruchte das Ei). Die Frau trage das Kind dann aus. Das ist eine patriarchale Verzerrung der Realität, eigentlich sogar eine Lüge. Die Wahrheit geht folgendermassen: Der Mann liefert einen Chromosomensatz, der mit einem Chromosomensatz der Frau in deren Eizelle verschmilzt. Jetzt erst ist der Same entstanden! Jetzt erst entsteht das neue Leben in der Frau! Die Formulierung «ein Kind austragen» ist da wohl ziemlich untertrieben. Die falsche Suggestion dahinter, der Mann schiebe der Frau ein fertiges Kind zum Austragen in den Bauch, sollten wir endlich mal als sexistischen Unsinn begraben.

*Brigitta Morf, Thun*

### Korrigenda

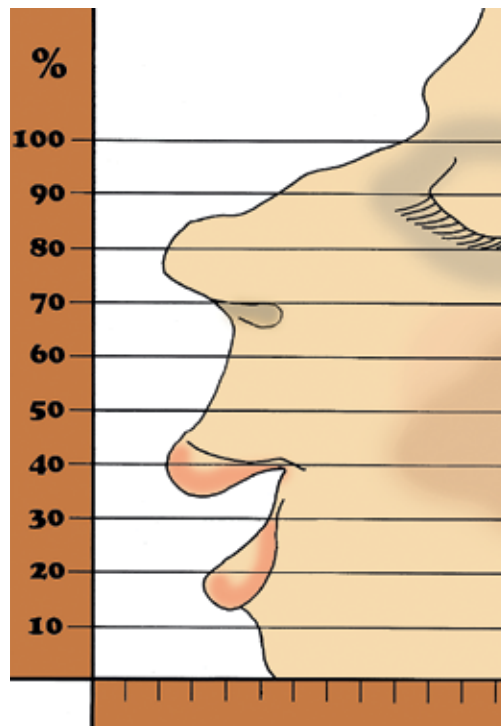
Der Bericht von Hildegard Schwaninger unter der Rubrik «Namen» über die Premiere von «Bibi Balù» im Zürcher Bernhard-Theater (Nr. 30/12) wurde fälschlicherweise so redigiert, dass der Eindruck entstand, der Anlass hätte bereits stattgefunden. Der Text war aber als Vorschau auf die Veranstaltung, die am letzten Donnerstag Premiere feierte, gedacht. Wir bitten die Leserschaft und die Autorin um Entschuldigung. *Die Redaktion*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.  
Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

### Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



«Darf man ein dunkles englisches Bier aus der Flasche trinken?»

*Mario Davatz, Gossau ZH*

Nur, wenn Sie eine Wette verloren haben oder unter Waffengewalt dazu gezwungen werden. Der rein orale Biergenuss ist ein beschränktes Vergnügen – die Flüssigkeit gelangt zu dicht und zu konzentriert an den Mund. Ein befreundeter Bier-Sommelier sagt, dass rund 80 Prozent der Aromen durch die Nase aufgenommen werden. Für ein möglichst ganzheitliches Trinkerlebnis sind darum bauchige Gläser empfehlenswert und, bei schaumigeren Biersorten, hohe oder tulpenförmige Gläser. Ausserdem sollten Sie das Ale bei Raum- oder Kellertemperatur trinken. Lektüretipp: Michael «The Beer Hunter» Jackson schrieb zu Lebzeiten viel und gut über Bier und Whisky; und der Konsum seiner Druckerzeugnisse bedarf keinerlei Etikettenkenntnis – in zweierlei Hinsicht. *Oliver Schmuki*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Bester Deutschschweizer Wein an der Expovina 2012



Peter Rahm, Weinkellerei  
Rahm, Hallau: «Chardonnay  
aus angetrockneten Trauben.  
Komplexes, langes Erlebnis  
im Gaumen.»  
CHF 39.– (75 cl)  
[www.weinkellerei-rahm.ch](http://www.weinkellerei-rahm.ch)



[www.blauburgunderland.sh](http://www.blauburgunderland.sh)

# Vor diesen Professoren wird gewarnt

Die Schweizer Universitäten und Hochschulen sehen sich als Horte des freien Denkens und der reinen Wissenschaft. Ideologen sind immer die anderen. Doch unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit verbreiten Professoren zeitgeistige Irrlehren. Von Philipp Gut und TNT-Graphics AG (Illustrationen)

Manchmal ist der Volksmund der Wissenschaft überlegen. In diesem Fall ist es das Volks- oder Kinderlied mit dem vielfach variierbaren Satz: «Die Wissenschaft hat festgestellt ...». Das Lied beginnt so: «Die Wissenschaft hat festgestellt, festgestellt, festgestellt, / Dass Marmelade Obst enthält, Obst enthält. / Drum essen wir auf jeder Reise, jeder Reise, jeder Reise / Marmelade eimerweise, eimerweise.»

Was die Wissenschaft feststellt, beansprucht Gültigkeit. So lange jedenfalls, bis sie etwas Neues feststellt. Zum Beispiel dies: «Die Wissenschaft hat festgestellt, festgestellt, festgestellt, / Dass Marmelade Fett enthält, Fett enthält.»

Der Volksmund weiss: Die Erkenntnisse der Wissenschaft ändern sich. Was vom Katheder als Wahrheit verkündet wird und mit dem Anspruch unverrückbarer Objektivität auftritt, ist so wandelbar wie die Jahreszeiten oder die Länge der Röcke. Auch die Wissenschaft ist Moden unterworfen. Der Zeitgeist drückt sich in ihr deutlich aus – vielleicht gerade deshalb, weil sie sich für entrückt und überlegen hält.

Für den Historiker Leopold von Ranke sollte beispielsweise die Geschichtswissenschaft zeigen, «wie es eigentlich gewesen» ist. Natürlich gibt es auch unter den Wissenschaftlern Skeptiker, die ihr eigenes Tun bescheidener einschätzen. Aber der Anspruch, ein überlegenes Wissen zu produzieren, das sich von Glaubens- und Irrlehren unterscheidet, gehört zur Wissenschaft wie das Amen in der Kirche.

Kaum ein Wissenschaftler würde zugeben, dass seine Arbeiten parteiisch oder politisch gefärbt sind. Doch vor allem in den Sozial- und Geisteswissenschaften – aber nicht nur dort – fliessen persönliche Überzeugungen und weltanschauliche Grundannahmen der Forscher ein. Hinzu kommt der kräftige Wind des Zeitgeists, der oft ganze Forschungszweige in eine bestimmte Richtung neigen lässt.

Plötzlich forschen alle über den Klimawandel. Selbst an der ursprünglich liberalen Kaderschmiede der Universität St. Gallen wird ein Lehrstuhl für erneuerbare Energien eingerichtet. Professoren der ETH Zürich werden zu

differenz («Gender Studies») betrachtet. Solche Trends entwickeln oft eine solche Dynamik, dass von einer geistigen Epidemie gesprochen werden muss. Verbunden damit sind handfeste Interessen. Wer den gerade angesagten Tendenzen frönt, hat bessere Aufstiegschancen und wird mit Subventionen aus den Fördertöpfen belohnt.

Vielleicht ist es kein Zufall: Wo alle in eine Richtung rennen, werden Querdenker und Abweichler abgestraft. Intoleranz greift um sich, wo man sich nicht nur geistig, sondern auch moralisch im Vorteil wähnt. Die Klimadebatte ist ein Beispiel dafür: Wer die These von der menschengemachten Erderwärmung nicht teilt, wird als «Klimaleugner» beschimpft.

Auch politische Vorlieben prägen die Wissenschaft. Dutzende von Forschungsprojekten – auch von dem mit Bundesgeldern finanzierten Nationalfonds – beschäftigen sich mit der angeblichen Gefahr des «Rechtspopulismus» (sprich: mit der SVP). Die Einseitigkeit zeigt sich schon in der Begrifflichkeit: Der «Linkspopulismus» ist selten bis nie Thema der Forschung.

Einen weiteren populären Glaubenssatz könnte man «Internationalismus» nennen. Es gibt jedenfalls wesentlich mehr Schweizer Professoren (vor allem Staatsrechtler und Politologen) die vom Vorrang und der Überlegenheit des Völkerrechts über die souveräne Rechtsordnung der Schweiz ausgehen als umgekehrt. Wissenschaftlich lässt sich das nicht beweisen. Ausschlaggebend sind persönliche Meinungen und Überzeugungen.

Auch und gerade gegenüber Professoren, die mit dem Anspruch auftreten, das Wahre und Gute zu vertreten, empfiehlt sich eine gutgelaunte, nüchterne Skepsis. Die *Weltwoche* präsentiert darum zum Semesterbeginn eine unvollständige Liste der Professoren, vor denen zu warnen ist.



Das Wahre und Gute: Lehrer Lämpel.

Einflüsterern des Weltklimarats, der unkritisch ganze und – wie sich mittlerweile herausstellte – falsche Alarmszenarien der Öko-Lobby übernahm.

Oder die gesamte historische und soziale Welt wird unter dem Aspekt der Geschlechter-



## Sandro Cattacin

Soziologieprofessor,  
Universität Genf

Der Sozialwissenschaftler Sandro Cattacin ist als Kind italienischer Eltern in der Schweiz aufgewachsen. In seiner Kindheit, so erklärte er in einem Interview, sei er mit Fremdenfeindlichkeit konfrontiert worden. Das habe dazu beigetragen, dass er seine Fähigkeiten unter Beweis stellen wolle. Ebenso hartnäckig will Cattacin als Direktor des Soziologischen Instituts in Genf beweisen, dass die Mehrheit der Schweizer Bevölkerung aus Fremdenhasern und Menschenfeinden besteht. Sein ehrgeizigstes Projekt in dieser Hinsicht war die Nationalfondsstudie NFP 40+ zu «rechtsextremen Einstellungen, Fremdenfeindlichkeit und Menschenhass in der Schweiz», das die Steuerzahler eine halbe Million Franken kostete. Cattacin und sein Team befragten über 3000 Leute, die Aussagen wie «Wenn es mehr Ausländerinnen und Ausländer bei uns gäbe, hätten wir Probleme» bewerten mussten. Wer hier beipflichtete, erhielt den Stempel «xenophob». Das Prädikat «Menschenfeind» gab's dagegen schon für die Aussage «Frauen sollen sich wieder mehr auf die Rolle der Ehefrau und Mutter besinnen». Kein Wunder, stellte Cattacin besorgt fest, dass zwischen 55 und 60 Prozent der Bevölkerung eine xenophobe Haltung haben. «Grundsätzlich ist der Schweizer anfällig für Fremdenangst, und die Politik schlachtet dies aus», sagte er in einem Interview mit der *Aargauer Zeitung*.

Doch wie soll die grassierende Fremdenfeindlichkeit bekämpft werden? Professor Cattacin plädiert für die Einführung politischer Rechte für Migranten. Und natürlich müsse der «gefährlichen Stimmenmaschine» der SVP Paroli geboten werden. (lsc)

## Andreas Fischlin

Professor für Systemökologie,  
ETH Zürich

Eigentlich soll der Klimarat IPCC nur die Forschung sichten, nicht Politik machen. Aber ETH-Professor Andreas Fischlin bietet sich stets und überall an, wo jemand die Klimakatastrophe beschwören und mit politischen Interventionen verhindern will. «In unserer Nationalhymne besingen wir die Schönheit der Gletscher», sagte er mit der in seiner Wissenschaft üblichen Präzision vor einem Jahr dem *Sonntagsblick*. «Doch die schmelzen uns weg, wenn wir nichts tun. Uns und dem Erhalt der Schweiz zuliebe sollten wir Klimaschutz betreiben.»

Fischlin ist mit dem IPCC Friedensnobelpreisträger; das betont er in jedem Interview, das beweist er mit der Urkunde in seinem Lebenslauf, und er verwedelt damit, dass er als Spezialist für Arvenwälder – der vom Waldsterben direkt zum Klimawandel wechselte – an der ETH nur Titularprofessor ist.

Als «hauptverantwortlicher IPCC-Autor» war er auch an der Zusammenfassung des Reports von 2007 für die Politiker beteiligt, welche die Behauptung enthielt, aufgrund des Abschmelzens der Himalaja-Gletscher bis 2035 würde bis zu einer Viertelmilliarde Menschen sterben. Später stellte sich heraus, dass die absurde Prognose vom WWF stammte – für den auch Fischlin arbeitet.

Der Verantwortungsträger sagte dem *Tages-Anzeiger*, ihm habe die Zeit gefehlt, diesen Teil zu lesen: «Ich glaube, mir wäre dieser Fehler aufgefallen.» Jetzt zeigen Studien, dass die Gletscher wachsen. Das merkten schon Reviewer des Reports von 2007 an – doch ihre politisch unkorrekte Kritik nahm Fischlin nicht zur Kenntnis. (sär)

## Manfred Gärtner

Professor für Volkswirtschaftslehre,  
Universität St. Gallen

HSG-Professor Manfred Gärtner gehört zu den glühendsten Anhängern des Keynesianismus an Schweizer Universitäten. Zur Erinnerung: Die von John Maynard Keynes etablierte ökonomische Denkrichtung meint, der Staat könne durch die Ausdehnung der Staatsausgaben ein Wachstum des Bruttoinlandsproduktes auslösen. Dank des «keynesianischen Multiplikators» sollen sie sich gar doppelt und dreifach auszahlen. Dieses weitverbreitete Gedankengut wäre auszuhalten, wenn es innerhalb der HSG ein Gegengewicht zu Gärtner gäbe. Das ist nicht der Fall.

Die Warnstufe muss erhöht werden, wenn Manfred Gärtner politische Ratschläge erteilt. Voriges Jahr will er bewiesen haben, dass das Bankgeheimnis in der Schweiz «sozial ungerecht» sei. Die Kommunikationsabteilung der HSG war sich nicht zu schade dazu, diesen Befund lauthals in die Medienwelt hinauszuposaunen. Wenig später fand Gärtner heraus, dass die Rating-Agenturen für die Euro-Krise verantwortlich seien. Als Euro-Fan der ersten Stunde und überzeugter Keynesianer sucht Gärtner die Fehler nicht bei den überschuldeten Ländern oder in den Konstruktionsfehlern des Euro, sondern bei den Überbringern der schlechten Botschaften.

Bildet die HSG also seit Gärtners Stellenantritt 1986 nur noch Unternehmer und Ökonomen aus, die von höheren Staatsschulden träumen und die Finanzmärkte als Problem betrachten? So schlimm steht es nicht: Unter Absolventen mit Finance-Hintergrund kursierten nach Gärtners Veröffentlichungen E-Mails mit dem Betreff: «Wer stoppt Manfred Gärtner?» (gr) >>>



## Alain Griffel

Professor für Staatsrecht,  
Universität Zürich

Der Zürcher Staatsrechtler Alain Griffel, 49, hat sein Schreibgerät stets griffbereit, um seinen Kollegen, die weniger grün und rot eingefärbt sind, Unwissenschaftlichkeit und fehlende Sorgfalt vorzuwerfen. Er selbst verkündet von der hohen Kanzel, die ihm die Universität Zürich (samt Honorar) zur Verfügung stellt, sinngemäss zwei unhaltbare Botschaften: «Ich interpretiere die Verfassung selektiv; und demokratische Entscheide, die nicht in mein professorales Weltbild passen, die ignoriere ich.»

So erklärte Griffel nach der Annahme des Minarett-Verbots öffentlich, diesen neuen, von Volk und Ständen beschlossenen Passus der Verfassung werde er gar nicht in seine Rechtssammlung aufnehmen. Um sich solche Niederlagen – für die Distanzierung erhielt er noch das Plazet der Zürcher Regierung – künftig zu ersparen, propagiert der Ideologe mittels Gültigkeitsprüfung das Verbot von Volksinitiativen, die nicht mit seinen Vorstellungen des Rechts übereinstimmen.

Volksbegehren lässt Griffel, der sich in seinem Haus mit Umschwung im ländlichen Dürnten überdurchschnittlich wohlig eingerichtet hat, nach eigenem Bekunden dann gelten, wenn ökologische Anliegen durchgeboxt werden sollen. Derzeit kämpft er mit dem Verweis auf die 1994 erfolgreiche Alpen-Initiative gegen eine zweite Gotthardröhre. Dass seither der völkerrechtswidrige Satz «Der alpenquerende Gütertransitverkehr von Grenze zu Grenze erfolgt auf der Schiene» geltendes Recht wäre, verschweigt der unwissenschaftlich einseitig politisierende und medial aktive Professor. (*upe*)

## Kurt Imhof

Professor für Publizistikwissenschaft  
und Soziologie, Universität Zürich

Kurt Imhof ist der Joschka Fischer der Schweizer Professorenszene: Der gelernte Bauzeichner ist ein Alt-68er, der den Proleten mimt und mit Holzfällerhemd und Lederjacke durch die Gänge der Uni Zürich schlurft. Dort leitet der Soziologieprofessor den «Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft». Als Herausgeber des «Jahrbuchs der Qualität der Medien» ist er selbsternannter Hüter der journalistischen Qualität in der Schweiz. Dabei kämpft er gegen die Geisseln des «Medienpopulismus», der Gratiszeitungen und der «Personalisierung». Letztgenanntes Übel kennt Imhof aus eigener Erfahrung, denn er lässt keine Gelegenheit aus, seinen Kopf vor Kameras und Mikrofone zu halten – egal, ob es gerade um den Wahlkampf der FDP oder die sexuelle Anziehungskraft faschistischer Männlichkeitsrituale geht.

Der Universalgelehrte ist unter seinen Kollegen umstritten. Manche halten ihn für einen wissenschaftlich verbrämten Schwätzer; er selbst hält Kritiker für Neider. In diesem Semester will der Professor in einem Seminar untersuchen, wie «Medienpopulismus» und «(Rechts-)Populismus» zusammenhängen. Eine These hat er bereits: «Wo die Medienqualität gesunken ist, sind rechtspopulistische Parteien erstarkt», dozierte er letztes Jahr im *Sonntag* – sprich, je blöder die Zeitungen, desto stärker die SVP. Vielleicht könnte das brisante Thema mit folgenden Thesen noch vertieft werden: 1. Die Anzahl Boxen für Gratiszeitungen korreliert negativ mit dem Bekanntheitsgrad von Kurt Imhof. 2. Je grösser die Medienqualität, desto geringer ist die Verbreitung des Namens «Christoph». 3. Im Fall des Namens «Kurt» verhält es sich umgekehrt. (*lsc*)

## Andrea Maihofer

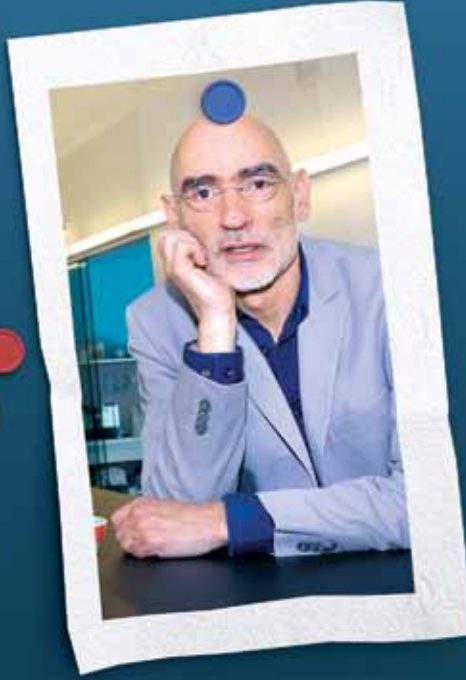
Professorin für Geschlechterforschung,  
Universität Basel

Die stolze Universität Basel, die seit dem Ausgang des Mittelalters immer wieder die besten Köpfe angezogen und hervorgebracht hat – von Erasmus von Rotterdam über den Mathematikerclan der Bernoullis bis zum Historiker Jacob Burckhardt –, ist der erste und bislang «einzige Ort» der Schweiz, an dem man Geschlechterforschung «als eigenständiges Fach» studieren kann. Federführend ist das Zentrum Gender Studies, das Andrea Maihofer aufgebaut hat.

Die Geschlechterforscherin ist persönlich erfrischend offen und diskussionsfreudig. Aber sie repräsentiert ein zeitgeistiges Modephänomen, das sich wie eine Epidemie ausbreitet. Doch nicht nur das: Wer den Trend mitmacht und Forschung – wozu auch immer – unter dem Gender-Aspekt betreibt, erwirbt sich einen Zugangscode zu Karrieren, Fleischtöpfen, Fördergeldern. International, schreibt das Basler Zentrum, seien die Gender Studies «längst zum Exzellenzkriterium der Universitäten geworden». Wer mitsurft, wird ausgezeichnet. Wer sich widersetzt, wird abgestraft.

Daher wuchern die Geschlechterstudien landesweit an jeder Universität. Allein für das laufende Semester listet die Plattform [www.gendercampus.ch](http://www.gendercampus.ch) 123 Gender-Vorlesungen auf. Die Uni Basel etwa bietet eine Ringvorlesung zu «Selbstaffirmierung und Othering in der europäischen Musikgeschichte» an. Eine Dissertantin von Andrea Maihofer promovierte mit der Arbeit «Gendering Terror» über den angeblich repressiven Umgang mit Linksterroristinnen in der Schweiz und das «brüchige Wir des männlichen Staatsbürgers».

Noch Fragen? (*gut*)



## Philipp Sarasin

Professor für Neuere Allgemeine Geschichte, Universität Zürich

Er gehört zu jenen smarten Geisteswissenschaftlern neueren Typs, bei denen Eloquenz und theoretische Versiertheit immer wieder haarscharf die Grenze des Unsinnigen und der Fiktion streifen. Der Zürcher Historiker Philipp Sarasin, aus altem und reichem Basler Geschlecht stammend, löst historische Ereignisse mit Vorliebe in sogenannte Diskursanalysen und Metareflexionen auf. Im besten Fall ist das gescheit und anregend, im schlechtesten führt es auf hochspekulative Abwege.

So geschehen in Sarasins Buch «Anthrax», das von Teilen des Feuilletons zwar bejubelt wurde, von standfesteren Historikerkollegen aber als intellektuelle Scharlatanerie empfunden wird. Auf der Grundlage von zum Teil dubiosen Internetquellen will das Buch einem weismachen, einige in Briefen gefundene Anthrax-Sporen hätten durch eine abenteuerlich anmutende intellektuelle Übertragung zum Einmarsch der USA in den Irak geführt. In den Köpfen von George W. Bush und seiner falkenhaften Kollegen, so Sarasins These, habe sich eine angeblich uralte Infektionsangst zu einer eingebildeten Bedrohung durch Biowaffen gewandelt – was schliesslich den Marschbefehl gegen Saddam Hussein ausgelöst habe.

Diese exzentrische, an Verschwörungstheorien erinnernde Sicht auf die machtpolitischen Vorgänge ist typisch für die Geschichtsschreibung, wie sie Sarasin betreibt. Es sind kulturwissenschaftliche Gedankenspiele, die manchmal mehr, manchmal weniger mit den Fakten zu tun haben. Ob diese hochoriginellen Zugänge zur Geschichte geeignet sind, Studenten solid ins historische Handwerk einzuführen, bleibt zweifelhaft. (gut)

## Pierre Tschannen

Professor für Staats- und Verwaltungsrecht, Universität Bern

Bis 1995 widmete sich der Berner Staatsrechtler Pierre Tschannen, 60, als Bundesbeamter der Herstellung einer neuen Bundesverfassung. Der Blick von oben leitet seine Lehre und sein Schrifttum. Der Professor ist ein führender Vertreter jener Juristen-Gilde, die den «prinzipiellen Vorrang des Völkerrechts als Ausdruck des Rechtsstaatsprinzips» predigt. Er will das durch pure Machtinteressen entstandene und höchst willkürlich befolgte Geflecht von internationalen Abmachungen gar als verbindliche «Verfassung der Staatengemeinschaft» verstanden haben.

Folgerichtig erscheinen in seinem «Staatsrecht der Eidgenossenschaft» Volksinitiativen, die sich nicht an den von aussen diktierten Normen orientieren, als «Problem». Als neue «bürgerliche Vernunft» lobt er die blinde Akzeptanz und Übernahme des internationalen Rechts: «Die Souveränität des Volkes» sei eben «nicht mehr die gleiche wie vor zwanzig und dreissig Jahren».

In dieser alt- und neubernisch-autoritären Manier schützt Tschannen die hohen Staatsinstanzen, die er als «Kern unseres Gemeinwesens» verherrlicht, gegen jede Kritik von unten. Der Respekt vor den Institutionen («legitimierte Herrschaft») werde sonst mutwillig zerstört. Die Durchsetzung der Volksrechte sieht er als «beginnende Zersetzung des bürgerlichen Denkens».

Denn vernünftig findet Tschannen zum Beispiel, dass der rot-grüne Berner Regierungsrat einen eindeutigen Grossratsbeschluss missachtete und öffentlich gegen das Kernkraftwerk Mühleberg ins Feld zog: «unproblematisch». (upe)

## Rolf Wüstenhagen

Professor für Management erneuerbarer Energien, Universität St. Gallen

Als Bundesrätin Leuthard Ende 2011 einen Beirat für ihre Energiestrategie 2050 einsetzte, durfte HSG-Professor Rolf Wüstenhagen nicht fehlen. Als Schweizer Vertreter im Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) der Uno war Wüstenhagen ein Verbündeter aller klimaalarmistischen Politiker. Er ist zudem ein lobbyistischer Kämpfer für Ökosubventionen, insbesondere Einspeisevergütungen bei Solaranlagen. Verständlich, denn sein Lehrstuhl wird teilweise von der Good Energies AG finanziert, einer Kapitalbeteiligungsgesellschaft niederländischer Milliardäre, bei der mit jeder neuen Solaranlage die Kasse klingelt.

Am «Swiss Eco Leaders Day» am 25. Juni präsentierte Wüstenhagen die Resultate seiner Befragung «unter 268 Entscheidungsträgern in Wirtschaft und Politik». Die genaue Zusammensetzung dieser Gruppe blieb unklar, doch strich Wüstenhagen als «Highlight» heraus, dass 79 Prozent den Beschluss befürworteten, aus der Atomenergie auszusteigen. Eine Zahl, gewonnen unter Wüstenhagens «Peergroup».

Bevor er im Jahr 2009 ans Institut für Wirtschaft und Ökologie der HSG kam, war dies die Domäne seines braven und wissenschaftlich abwägenden Kollegen Thomas Dyllick. Der Neuzugang hat das Institut in atemberaubendem Tempo in eine Lobbytruppe zur Maximierung der Ökosubventionen umgewandelt. Dass staatliche Eingriffe selten effizient sind und dass jede Subvention zuvor mittels Steuern der Wirtschaft entzogen wird, hat Wüstenhagen als Ökonom zwar gelernt, verdrängt es in seinem Berufsalltag aber nachhaltig – um im Jargon der «Swiss Eco Leaders» und ihres Herolds Rolf Wüstenhagen zu bleiben. (gr) ○

# Uni liess Mörgeli auflaufen

Die Universität Zürich will im Fall Mörgeli intern untersuchen lassen, wie vertrauliche Berichte in die Presse gelangten. Allerdings ist die Uni nicht unabhängig. Neue Dokumente zeigen, dass Christoph Mörgeli so lange jede Aussprache verweigert wurde, bis seine Entlassung besiegelt war. *Von Philipp Gut*



*Keine unabhängige Untersuchung:* SVP-Nationalrat und Medizinhistoriker Mörgeli.

Am vergangenen Freitag, den 28. September 2012, hat die Universität Zürich ihre Ankündigung wahr gemacht und Christoph Mörgeli entlassen. Die Gründe bleiben zweifelhaft. Nachdem der Rauswurf durch Uni-Rektor Andreas Fischer in Slalommanier einmal mit «schwerwiegenden Loyalitätspflichtverletzungen» und ein andermal mit «ungenügender Leistung» begründet worden war, entschied sich die Universitätsleitung jetzt nachträglich für beides.

Das Ereignis hat Seltenheitscharakter. Die Uni konnte auf Anfrage nicht sagen, ob neben Mörgeli in den letzten zwanzig Jahren je ein Professor entlassen worden war. Wer selber studiert hat, weiss: Professoren und Dozenten können noch so unvorbereitet, pflichtvergessen, uninspiriert oder langweilig sein – entlassen werden sie selten bis nie. Im Fall Mörgeli gelten offensichtlich andere Gesetze. Starke Indizien sprechen dafür, dass Mörgeli nicht wegen seiner wissenschaftlichen Performance gehen musste, sondern aus politischen Gründen, wie die *Weltwoche* in ihrer letzten Ausgabe en détail zeigte («Aus politischen Gründen», Nr. 39/12).

Überdies kündigte die Uni an, sie wolle intern untersuchen, wer die vertraulichen Berichte an den *Tages-Anzeiger* weitergereicht und so das Amtsgeheimnis verletzt habe. Es sei noch nicht klar, sagte Rektor Fischer, ob die Personal- oder die Rechtsabteilung der Universität mit der Un-

tersuchung betraut werde. Es bestehen Zweifel, ob diese interne Untersuchung zum Ziel führen wird. Erstens kommt sie spät – noch steht ja nicht einmal fest, wer sie führen wird. Allein seit der Publikation der vertraulichen Passagen in der Presse bis zur Ankündigung der Uni, sie wolle das Leck nun doch ausfindig machen, vergingen drei Wochen. Den Tätern blieb genügend Zeit, die Spuren zu beseitigen.

Noch gewichtiger aber ist ein zweiter Vorbehalt: Die Universität Zürich ist in diesem Fall alles andere als unabhängig. Sie ist Partei. Sowohl der Personal- wie der Rechtsdienst waren an Mörgelis Entlassung beteiligt. Das Interesse der Verantwortlichen dürfte begrenzt sein, den Fall schonungslos aufzuklären.

## Wo die Intrige begann

Dabei gäbe es Fakten und Dokumente genug, die illustrieren, wie Mörgeli von seinem Ex-Chef Flurin Condrau geschnitten und gemobbt wurde – mit Duldung oder gar Mitwirkung der Universität. Aufschlussreich ist der E-Mail-Wechsel, den Mörgeli mit Condrau in den Tagen nach der Publikation der vertraulichen Daten führte. Die Dokumente zeigen, dass Condrau Mörgeli konsequent auflaufen liess – womit er zumindest nicht verhinderte, dass die Mobbingkampagne weiterlief und eine neue Dimension erreichte, die schliesslich in Mörgelis Entlassung gipfelte.



*Verweigerung total:* Mörgeli-Chef Condrau.

Sofort nachdem klar geworden war, dass am Medizinhistorischen Institut ein Leck besteht, meldete sich Mörgeli bei seinem Vorgesetzten, korrekt auf dem Dienstweg. «Mit Entsetzen», schreibt er am 11. September 2012 um 8.57 Uhr an Condrau, «sehe ich, dass im heutigen *Tages-Anzeiger* eine Artikelserie beginnt, die meine berufliche und persönliche Integrität (Leichen im Keller) schwer verletzt.» Der ihm, Mörgeli, nicht bekannte «Akademische Bericht 2011» sei «im Wortlaut dem *Tages-Anzeiger* übergeben worden, und zwar zweifelsfrei aus unserem Institut». Weiter schreibt Mörgeli an Condrau: «Ich weiss nicht, wer genau mir dermassen schaden will, ersuche Sie aber um ein möglichst rasches Gespräch.»

Dieser Bitte kommt Condrau indes nicht nach. Er antwortet denkbar knapp und geht mit keinem Wort auf die Amtsgeheimnisverletzung und die via Presse losgetretene Schlammschlacht gegen seinen Untergebenen ein. Es sei «das Beste», schreibt Condrau, wenn Mörgeli «zunächst einmal» einen (bereits vereinbarten) Termin mit Uni-Generalsekretär Kurt Reimann wahrnehme. Persönlich ist der Chef nicht zu einem Treffen bereit. Er unternimmt nichts gegen die Indiskretionen und öffentlichen Angriffe auf seinen Mitarbeiter. Offensichtlich steht er hinter ihnen. Anders ist seine (Nicht-)Reaktion kaum zu deuten.



Am nächsten Tag versucht es Mörgeli erneut. «Im heutigen *Tages-Anzeiger*», schreibt er am 12. September um 9.55 Uhr an Condrau, «geht die Kampagne gegen mich weiter. Da etwa der Bericht Jütte [über das Medizinhistorische Museum und dessen Sammlung, verfasst von externen Experten, Anm. der Red.], den Sie ja an einer Sammlungssitzung verteilt haben, zweifelsfrei aus unserem Institut stammt und damit nach meiner Überzeugung die Intrige ihren Ausgang aus unserem Institut nimmt», werde der Uni-Rechtsdienst ein Strafverfahren eröffnen müssen, so Mörgeli. Und wieder bittet er um ein Treffen: «Ich ersuche Sie dringend zu einer Aussprache diesen Donnerstag ab 14.30 Uhr, Freitag, Samstag oder Sonntag.»

Doch Condrau verweigert weiterhin jedes Gespräch. «Ich bin auf dem Weg nach Berlin. Am Montag möchte ich zuerst mit der Universitätsleitung über das weitere Vorgehen beraten», antwortet Condrau. Der Chef verschanzt und verflüchtigt sich. Stattdessen schiebt er die Unileitung (Dekan, Rektor) vor.

Am Montag, den 17. September, spricht Mörgeli Condrau im Hof des Instituts auch mündlich auf ein Treffen an. Wieder weicht Condrau aus. Aufgrund dieser totalen Gesprächsverweigerung entscheidet sich Mörgeli, «gegenüber den Medien so Stellung [zu] nehmen, wie ich es für richtig halte». Dass ihm genau dies später als Entlassungsgrund vorgehalten wird («Loyalitätspflichtverletzung»), wirkt angesichts der Tatsache, dass sich sein Chef jeder Aussprache verweigerte, wie ein Hohn.

Das erwähnte Gespräch zwischen Condrau und der Universitätsspitze vom Montag, den 17. September, übrigens war nicht irgendein Treffen. An dieser Zusammenkunft fällt die Rennleitung im Beisein Condraus den Entschluss, Mörgeli zu entlassen. Der Aargauer *Sonntag* wusste sogar schon Tage zuvor von der bevorstehenden Entlassung Mörgelis. Fakt ist also: Sein Vorgesetzter drückte sich so lange vor jeder Aussprache, bis Mörgelis Rausschmiss beschlossen und besiegelt war. Offensichtlich hatte Condrau nur ein Ziel: Mörgeli loszuwerden. Die Uni-Leitung unterstützte ihn dabei. o

## Fernsehen

# «Wir bringen Licht ins Dunkel»

## Die Sendung «Kulturplatz» macht Stimmung gegen Christoph Mörgeli. Und greift tief in die Trickkiste.

Das Schweizer Fernsehen (SF) setzt neue Massstäbe im Recherchejournalismus. Die Sendung «Kulturplatz» befasste sich in der vergangenen Woche auch mit dem Fall Mörgeli («Der Sanierungsfall», Autor: Stefan Zucker, Ehemann der Moderatorin Eva Wannemacher). Man wolle sich nicht in die politischen Grabenkämpfe einmischen, sagte Wannemacher einleitend. Stattdessen wolle man lediglich die Frage klären, in welchem Zustand sich das in die Schlagzeilen geratene Medizinhistorische Museum der Universität Zürich wirklich befinde. Wannemacher beschwörend: «Wir bringen Licht ins Dunkel.»

Der Satz bekommt eine besondere Bedeutung, wenn man weiss, wie der gut fünfminütige Beitrag entstanden ist. Für einmal sind die Hintergründe – das sogenannte Making-of – brisanter als der Beitrag selber.

Worum ging es? Der «Kulturplatz» zeigte Bilder aus Mörgelis Museum, die im «letzten Jahr» gemacht worden seien, wie es beiläufig hiess. Aufschlussreiche Aufnahmen und scharfe Bilder der Ausstellungsstücke sah man nicht. Alles war in merkwürdiges Dunkel gehüllt. Im Zwielficht war ein Schädel zu erkennen. Mehr nicht.

Die düsteren Bilder wurden durch herbe Kommentare ergänzt: Die Sammlung befinde sich in einem «prekären Zustand», «von ordentlicher Lagerung keine Spur», so der Sprecher aus dem Off.

Dann Schnitt. Als Kontrast zu Mörgelis Reich der Finsternis zeigte der «Kulturplatz» das Medizinhistorische Museum der Charité in Berlin. Die Gegenstände sahen

zwar gleich aus wie diejenigen im Zürcher Museum, aber das Dunkel war weg. Wieder sah man Schädel – nur diesmal in glänzendem Licht.

### An der Grenze zur Manipulation

Wie sagte doch Moderatorin Eva Wannemacher: «Wir bringen Licht ins Dunkel.» Das stimmt in der Tat. Dabei griff das Schweizer Fernsehen tief in die Trickkiste – an der Grenze zur Manipulation.

Fakt ist: Die düsteren Bilder aus dem Mörgeli-Museum waren nicht, wie die ahnungslosen Zuschauer annehmen mussten, in einem dokumentarischen Zusammenhang entstanden. Sie stammten aus Restposten eines früheren «Kulturplatzes» vom 23. Februar 2011. Damals ging es den Roman von Jacques Chessex «Der Schädel des Marquis de Sade» – darum die Schädelbilder im Zwielficht. Es waren inszenierte Szenen, die das düster-morbide Thema illustrieren sollten.

Das Schweizer Fernsehen kramte absichtlich zwielfichtig gefilmte Aufnahmen aus dem Archiv und verkaufte sie – weil es so schön in die aktuelle Debatte passt – als dokumentarische Bilder, die den angeblich vernachlässigten Zustand der Sammlung illustrieren sollten. Dass Mörgeli nicht Stellung zu den Vorwürfen nehmen konnte – eine journalistische Grundregel –, passt ins Bild.

«Wir bringen Licht ins Dunkel»: Der Wannemacher-Satz ist auf abgründige Weise wahrer, als die Moderation wohl gedacht hat. Das behauptete «Dunkel» hat das Schweizer Fernsehen selber hergestellt.

Philipp Gut



THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

FÜR JEDEN GESCHMACK DER RICHTIGE WEIN, DIREKT NACH HAUSE!

ARVI SA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano

T 091 649 32 88 · F 091 648 33 75  
info@arvi.ch · www.arvi.ch

**MAURO –**  
BODEGAS MAURO 2009  
CHF **28.10**  
Ab 36 Flaschen CHF 27.–



**TERREUS –**  
BODEGAS MAURO 2009  
CHF **85.30**  
Ab 36 Flaschen CHF 82.10

**DIE BESTEN WEINE AUS SPANIEN!**

**Pintia – Bodegas Pintia 2007 (RP +93)**  
CHF 34.55 Ab 36 Flaschen CHF 32.40

**Lacima – Dominio do Bibei 2008**  
CHF 32.40 Ab 36 Flaschen CHF 30.25

**Lalama – Dominio do Bibei 2008**  
CHF 17.30 Ab 36 Flaschen CHF 16.20

**Pruno – Finca Villacreces 2010 (RP 94)**  
CHF 14.05 Ab 36 Flaschen CHF 12.95

**Hacienda Monasterio Reserva – Hacienda Monasterio 2008 (RP 94)**  
CHF 41.05 Ab 36 Flaschen CHF 38.90

**PS – Aalto 2009**  
CHF 88.55 Ab 36 Flaschen CHF 84.25

**Aalto – Aalto 2009**  
CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55

**Astrales – Los Astrales 2009**  
CHF 27.– Ab 36 Flaschen CHF 25.90

**Tinto Crianza – Pesquera – Alejandro Fernandez 2009**  
CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45

**Flor de Pingus – Dominio de Pingus 2010**  
Auf Anfrage

**WWW.ARVI.CH**

**Unico – Vega Sicilia 2000 (RP 98)**  
CHF 264.60 Ab 36 Flaschen CHF 253.80

**Valbuena – Vega Sicilia 2007 (RP 92)**  
CHF 102.60 Ab 36 Flaschen CHF 95.05

**Alion – Vega Sicilia 2008**  
CHF 52.90 Ab 36 Flaschen CHF 51.85

RP = Robert Parker Points. Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.

# Weibeln in Strassburg

Ihm winke das Europarats-Präsidium. Mit dieser Ankündigung sicherte sich Andreas Gross letztes Jahr eine weitere Nomination als SP-Nationalrat. Das Versprechen war falsch. Nun drängt der Politveteran auf eine Rochade, um doch noch in das hohe Amt gewählt zu werden. *Von Alex Reichmuth*



*Möglich ist alles:* Parlamentarier Gross.

Im Frühling vor einem Jahr musste Andreas Gross zittern. Er vertrat dannzumal seine Partei, die SP des Kantons Zürich, schon zwanzig Jahre im Nationalrat. Vor der Nominationsversammlung der SP hatten die Jungsozialisten verlangt, dass sich Gross und zwei weitere altgediente Parlamentarierinnen aus der Bundespolitik zurückziehen. Den Juso war Gross' Verharren in Bern unter anderem darum ein Dorn im Auge, weil dieser als gefeierter Demokratieexperte viel in der Welt herumreist und während der Sessionen oft fehlt. Zudem wohnt er im Jura und nimmt kaum je an einer Parteiversammlung in Zürich teil. Um die Nomination doch zu schaffen, war für Gross eine parteinterne Regelung massgebend. Diese besagt, dass Parlamentarier mit zwölf oder mehr Jahren in Bern eine Zweidrittelmehrheit der Delegiertenstimmen brauchen, um auf die Liste zu kommen.

Gross schaffte diese Hürde. Entscheidend war seine Ankündigung in der Öffentlichkeit, er werde 2014 voraussichtlich Präsident des Europarats in Strassburg – als erster Schweizer seit vielen Jahrzehnten. In diesem Jahr sei nämlich die Fraktion der Sozialdemokraten an der Reihe, das Präsidium zu besetzen. Als Fraktionschef der Sozialdemokraten werde diese Rolle ihm voraussichtlich zukommen. Die Wiederwahl in den Nationalrat war Voraus-

setzung für Gross' Ambitionen, da dem Europarat nur Politiker angehören dürfen, die in ihren Heimatländern im Parlament sitzen. Die SP Zürich wollte nicht Spielverderberin sein und setzte Gross auf die Nationalratsliste. Der ehemalige Initiant der Armeeebschaffungsinitiative wurde vom Volk wiedergewählt.

## Irrtum oder Täuschung?

Nun hat Gross ein Problem. Inzwischen ist bekannt geworden, dass die Reihe gar nicht an der sozialdemokratischen Fraktion ist, für 2014 und 2015 den Europarats-Präsidenten zu stellen. Dieses Amt steht der liberal-demokratischen Fraktion zu. Die Sozialdemokraten sind erst 2016 dran. Eine entsprechende Absprache haben die Fraktionspräsidenten bereits 2009 verbindlich vereinbart – also längst vor Gross' gegenteiliger Behauptung, mit der er sich die Nationalrats-Nomination erschlichen hat. Eine solche Absprache bestätigt Maximilian Reimann, der als SVP-Nationalrat ebenfalls im Europarat sitzt und dort der liberal-demokratischen Fraktion angehört.

Er habe sich vor der Nominationsversammlung über den vereinbarten Turnus punkto Präsidium geirrt, sagt Gross der *Weltwoche*. «Ich hatte ein altes Reglement im Kopf.» Dieser Irrtum sei aber bereits seit letztem Herbst bekannt. Von einer Täuschung will Gross

nichts wissen. «Ich habe nie gesagt, dass ich sicher Präsident werde, sondern habe das immer nur als möglich bezeichnet.» Diese Möglichkeit bestehe immer noch. Denn die Reihenfolge für das Präsidium sei trotz früherer Absprache offen und Gegenstand von Gesprächen zwischen den Fraktionen.

## «Buebetrickli»

Von solchen Gesprächen kann aber keine Rede sein. Zwar hat Andreas Gross sein Interesse für das Präsidium zumindest informell im Kreis des Ratsbüros angekündigt, wie Maximilian Reimann bestätigt. Die Liberal-Demokraten sind aber überhaupt nicht gewillt abzutauschen. Seine Fraktion werde «niemals Hand bieten zu Rochaden», sagt Reimann, «schon gar nicht wegen der persönlichen Ambitionen irgendeines Kandidaten einer anderen Fraktion». Schliesslich warteten die Liberal-Demokraten als drittgrösste Fraktion seit 2002 darauf, das Präsidium besetzen zu können. Gross' Bemühungen für einen Wechsel seien ein «Buebetrickli», so Reimann.

Was sagt man bei den Zürcher Genossen, dass Andreas Gross im Europarat für einen Abtausch weibelt? Daniel Frei, seit einigen Tagen neuer Präsident der SP des Kantons Zürich, will die Sache tief hängen. «Er hat ja nie gesagt, dass er sicher Europarats-Präsident werde, sondern nur von einer Chance gesprochen.» Frei gibt aber zu, dass seine Partei bei der Nomination davon ausging, dass Gross das Präsidium voraussichtlich zusteht. Kein Verständnis hat Fabian Molina, Co-Präsident der Zürcher Jungsozialisten, für seinen angegrauten Parteikollegen. Gross habe «bewusst die Unwahrheit» gesagt, um für den Nationalrat nominiert zu werden. «Als Fraktionspräsident der Sozialdemokraten im Europarat wusste er doch ganz genau, wer wann für das Präsidium an der Reihe ist.»

Gross könnte im Prinzip zwei Jahre später auf den Präsidentenstuhl des Europarats steigen, wenn die Reihe wirklich an den Sozialdemokraten ist. Doch dafür müsste er zuvor die Wiederwahl in den Nationalrat ein weiteres Mal schaffen, da die Legislatur im Schweizer Parlament 2015 endet. Gross winkt ab. Er kandidiere im Herbst 2015 sicher nicht noch einmal für den Nationalrat. Die Chancen stünden wohl auch schlecht. «Ich kann mir nicht vorstellen, dass Andreas Gross nach 24 Jahren im Nationalrat ein weiteres Mal nominiert würde», sagt Juso-Co-Präsident Molina. ○

# Eine Million für den Chef

Ernst Hefti, Geschäftsführer der Verwertungsgesellschaft Pro Litteris, steht einmal mehr in den Schlagzeilen. Er lässt sich nachträglich eine Million Franken in die Pensionskasse zahlen. Die Verantwortlichen des Monopolbetriebs finden das normal. *Von Rico Bandle*

Die Pro Litteris ist bei KMU ähnlich unbeliebt wie die Billag bei der Bevölkerung. Ab einer gewissen Grösse ist jedes Unternehmen, das über ein Computernetzwerk oder einen Kopierer verfügt, dazu verpflichtet, der Verwertungsgesellschaft eine pauschale Gebühr abzuliefern. Wer nicht bezahlt, wird erst rüde abgemahnt, später gebüsst. Mit dem Geld soll das Kopieren von urheberrechtlich geschützten Werken wie Büchern oder Zeitungsartikeln abgegolten werden. Nur: Bezahlen muss auch, wer gar nie urheberrechtlich geschütztes Material kopiert. Das Vorgehen hat damit tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem der Billag, die für die SRG die Radio- und Fernsehgebühren eintreibt. Auch wer das SRG-Angebot nie beansprucht, muss die Billag-Gebühr zahlen.

Das eingetriebene Geld schüttet die Pro Litteris dann zu einem grossen Teil an die Urheber aus, also an Künstler, Schriftsteller oder Journalisten.

Ein Charakteristikum von Verwertungsgesellschaften wie der Pro Litteris oder der Suisa, die Gebühren für musikalische Werke eintreibt, ist ihre Monopolstellung. Sie sind zwar privatrechtlich als Genossenschaften organisiert, aber staatlich konzessioniert und gehen null unternehmerisches Risiko ein. Einen Anreiz, haushälterisch mit dem Geld umzugehen, gibt es nicht. Bei der Pro Litteris kommt hinzu, dass der Geschäftsführer die Organisation mitaufgebaut hat und seit 20 Jahren fest im Sattel sitzt und als unantastbar gilt.

Letzte Woche berichtete der *Tages-Anzeiger* in drei Artikeln über einen «umstrittenen Zustupf» für Hefti, der 2011 zusätzlich zum Jahreslohn von 323 000 Franken eine Zahlung von 366 000 Franken in die Pensionskasse erhielt. Bereits in den Vorjahren hatte Hefti sechsstellige «ausserordentliche Zahlungen» erhalten. Begründet wurde dies damit, dass er sonst wegen Versäumnissen in der Vergangenheit bei der Pensionierung nur 28 Prozent des letzten Jahreslohns erhalten würde, ihm seien aber 50 bis 60 Prozent garantiert worden. Insgesamt lässt sich Hefti über eine Million Franken nachzahlen, verteilt über fünf Jahre.

Unbekannt waren diese Zahlungen nicht, die *Weltwoche* erwähnte sie bereits vor einem Jahr in einem Bericht über Missstände bei der Pro Litteris und den von Hefti geführten Stiftungen. Der *Tages-Anzeiger* liess nun von zwei Pensionskassenexperten bestätigen, dass solche Nachzahlungen keineswegs üblich seien, wie die Pro Litteris vorgibt. Erstaunlich sei vor

allem, dass die Verwertungsgesellschaft zu 100 Prozent für die angeblich vergessenen Zahlungen aufkomme – auf den sonst üblichen Arbeitnehmeranteil wird grosszügig verzichtet.

## Alle sind verbandelt

Angeordnet wurden die Zahlungen vom Vorstand der Pro Litteris, der aktuell von Men Haupt präsiert wird. Haupt verteidigt denn auch den Zustupf in den Medien. Nur, Haupt ist keineswegs unabhängig, sondern ein Vertrauter des Geschäftsführers. Hefti holte Haupt zum Beispiel in den Stiftungsrat der Coninx-Stiftung.

Die Coninx-Stiftung, die sich um die Kunstsammlung von Werner Coninx kümmern sollte, wird seit vielen Jahren von Ernst Hefti präsiert. Auch in jener Funktion stand Hefti immer wieder negativ in den Schlagzeilen und wurde von den Coninx-Erben stark angegriffen: wegen überhöhter Lohnbezüge, weil er mietfrei im Haus der Stiftung wohnte, weil er seine Tochter und seine Ex-Frau anstellte oder weil er Prunkstücke der Sammlung verkaufte, um die laufenden Kosten zu decken.

Die Verbindung zur Coninx-Stiftung ist deshalb relevant, weil dadurch Heftis System der Kumpanei, der «Korruption durch Grosszügigkeit», wie es ein ehemaliger Pro-Litteris-Mitarbeiter nennt, deutlich zum Vorschein

tritt. So sass neben Men Haupt beispielsweise auch der Grafiker Fritz Gottschalk bis vor kurzem im Stiftungsrat, ein alter Weggefährte Heftis. Gottschalks Grafikbüro ist bei der Pro Litteris und bei der Stiftung für sämtliche Grafikleistungen verantwortlich – zu stark überhöhten Preisen, wie mehrere ehemalige Pro-Litteris-Mitarbeiter übereinstimmend sagen. Die von Gottschalk gestalteten Internetseiten der beiden Organisationen wirken tatsächlich verstaubt und nicht mehr zeitgemäss.

Ernst Hefti konnte für sein Gebaren noch nie belangt werden. Den Vorstand, der den Geschäftsführer beaufsichtigen sollte, zieht er durch sein stets sanftmütiges und zuvorkommendes Auftreten immer wieder auf seine Seite. Die Mitgliederversammlung, die den Vorstand wählt, ist zu schwach und zu wenig gut organisiert, um an den Missständen etwas ändern zu können.

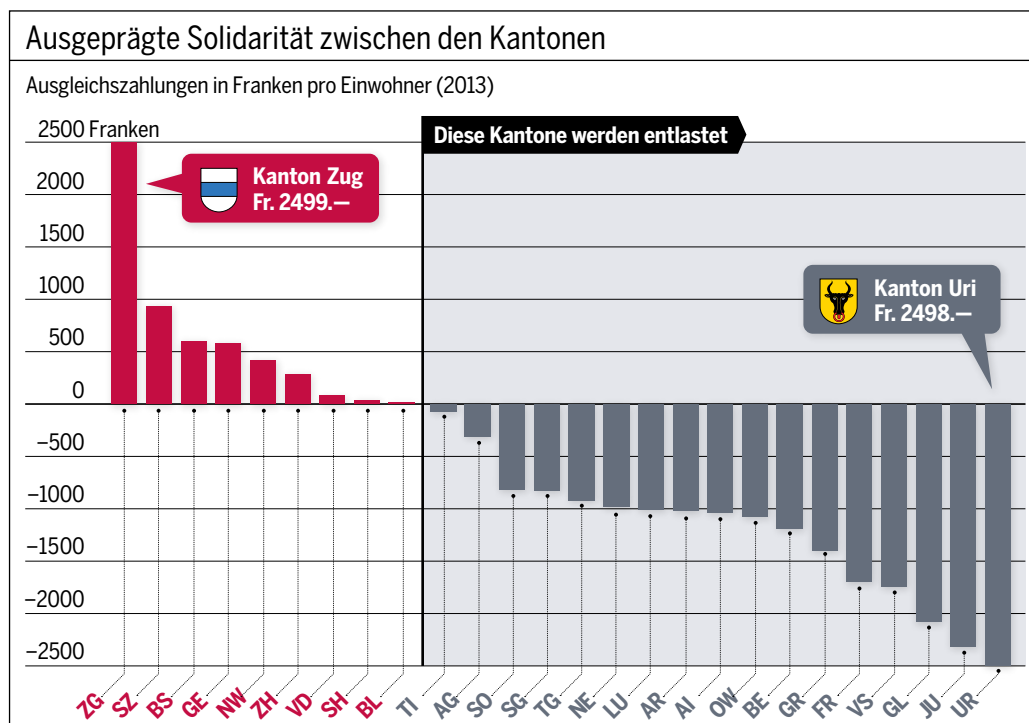
Heftis seit Jahren geduldete Selbstbedienungsmentalität hatte immerhin zur Folge, dass die eidgenössischen Räte letzte Woche über einen Deckel bei Kaderlöhnen von Verwertungsgesellschaften debattierten. Der Ständerat lehnte die parlamentarische Initiative von Susanne Leutenegger Oberholzer (SP) allerdings ab. Das Resultat brauchte Hefti ohnehin nicht zu kümmern. Er geht nächstes Jahr in Pension – mit seiner üppigen Rente. ○



«Korruption durch Grosszügigkeit»: Pro-Litteris-Chef Hefti.

# Sich nicht regen bringt Segen

Über den nationalen Finanzausgleich werden Milliarden von Franken umverteilt. Das System hat Fehler, doch das Kartell der Nehmerkantone blockiert jede noch so zaghafte Reform.  
 Von Peter Keller



Nehmerkantone in der Überzahl: Zug bezahlt pro Kopf so viel wie Uri bezieht.



Grenzen der Solidarität: Regierungsrat Michel.

Die Abfuhr hatte sich angekündigt. Mit dreissig zu zehn Stimmen versenkte der Ständerat in der Herbstsession eine Initiative des Kantons Schwyz. Diese wollte den nationalen Finanzausgleich (NFA), das milliarden schwere Umverteilungskässeli zwischen den Kantonen, neu regeln. Nicht ohne Grund: Seit der Einführung des NFA 2008 hat sich der Beitrag von Schwyz um den Faktor drei erhöht: von 44,7 auf 132,1 Millionen Franken. Um in Zukunft ein einigermaßen ausgeglichenes Budget erreichen zu können, hat Finanzdirektor Kaspar Michel (FDP) bereits harte Sparmassnahmen angekündigt.

Auf der Empfängerseite nimmt man die Schwyzer Sorgen gelassener – und die Rechnung dazu ist schnell gemacht: Siebzehn Kantone profitieren vom NFA, neun zahlen ein. Das Kartell der Nehmerkantone kann im Ständerat jeden Vorstoss, der ihnen weniger Geld bringt, auflaufen lassen. Entsprechend ernüchtert äusserte sich der Zuger Ständerat Peter Bieri (CVP) in der Debatte: «Wie Sie dem Bericht der Finanzkommission entnommen haben, ist die Ablehnung der Standesinitiative Schwyz brutal mit 10 zu 1 Stimmen zustande gekommen.» Das sei auch leicht erklärbar, sagte Bieri weiter, «war von den elf Abstimmenden doch gerade einer aus einem Geberkanton».

Zug zahlt mit Abstand am meisten in den Ressourcenausgleich: pro Kopf 2499 Franken (siehe Tabelle S. 37, oben). Fast gleich viel, 2498 Franken pro Kopf, bezieht der strukturschwache Gebirgskanton Uri. In absoluten Zahlen steht Bern weit über allen anderen. Dort wurde die Milliarden-Schallmauer längst durchbrochen. 2013 darf sich die Berner Regierung über Zuschüsse in der Höhe von 1,162 Milliarden Franken freuen. Sich nicht regen bringt offenbar Segen: Gestartet war der Kanton Bern 2008 mit rund 880 Millionen Franken aus dem NFA-Topf.

Damit befindet sich Bern in der Liga mit den beiden Appenzell, wobei besonders Innerrhoden im Unterschied zu Bern eine positive Entwicklung vorzuweisen hat: Die geografisch wenig begünstigten Appenzeller konnten ihre Finanzkraft in den letzten Jahren kontinuierlich steigern und dafür die Zuschüsse pro Einwohner senken: um 16 Prozent auf 1035 Franken. Damit bildet der voralpine Kanton eher eine Ausnahme. Ein Blick auf die vergangenen fünf Jahre zeigt, dass sich die Nehmerkantone kaum verbessert haben. Im Gegenteil: Wer 2008 Geld aus dem NFA erhielt, bekommt auch 2013 Ausgleichszahlungen – nur in der Regel wesentlich mehr als die Jahre zuvor.

Damit stellt sich die Frage, ob der Finanzausgleich tatsächlich «den Föderalismus stärkt»

und die Effizienz bei der staatlichen Aufgabenerfüllung steigert, wie das Eidgenössische Finanzdepartement behauptet, oder, wie die Kritiker einwenden, die Strukturen vielmehr zementiert zum Nachteil jener Kantone, die sparsamer haushalten. Für den Schwyzer Regierungsrat Kaspar Michel stösst die Solidarität jedenfalls an Grenzen. «Man kann doch die, die den Topf massgeblich füllen, nicht einfach ausbluten lassen.»

## Obwalden nutzte seine Freiheit

Das Ziel, eine Balance zwischen den verschiedenen Regionen zu finden, hat eine lange Tradition in der Schweiz. Auch innerhalb der Kantone herrscht ein ausgeklügeltes Ausgleichssystem zwischen finanzschwachen und reichen Gemeinden. 1959 verabschiedete der Bund ein erstes Finanzausgleichsgesetz, das allerdings eklatante Schwächen aufwies. Es schaffte Fehlanreize, und die verschlungenen Transferkanäle zwischen Bund und Kantonen waren kaum mehr zu entwirren.

Hier setzte der neue Finanzausgleich richtigerweise an, indem er die Aufgaben sauber aufzuteilen versuchte. Der Unterhalt der Nationalstrassen beispielsweise war nun alleinige Sache des Bundes. Dafür fielen Volks- und Sonderschulen in den Verantwortungsbereich der Kantone. Mindestens so wichtig war der

## Netto-Ausgleichszahlungen

Vergleich der Jahre 2008 und 2013

■ Belastung Kanton ■ Entlastung Kanton

	2008		2013	
	in Mio. Franken	in Fr. pro Einwohner	in Mio. Franken	in Fr. pro Einwohner
ZH	433,2	340	377,5	281
BE	-880,6	-917	-1162,6	-1193
LU	-328,5	-930	-370,4	-1011
UR	-74,3	-2137	-86,5	-2498
SZ	44,7	333	132,1	931
OW	-62,5	-1891	-36,4	-1077
NW	13,8	359	16,7	418
GL	-62,5	-1632	-79,3	-2079
ZG	180,2	1734	275,1	2499
FR	-380,8	-1522	-456,4	-1697
SO	-214,8	-873	-204,9	-818
BS	69,7	365	114,1	598
BL	19,3	73	3,6	13
SH	-12,7	-171	2,6	35
AR	-59,4	-1130	-53,6	-1021
AI	-17,9	-1226	-15,8	-1035
SG	-284,9	-621	-387,7	-825
GR	-244,4	-1277	-269,3	-1394
AG	-129,7	-231	-181,8	-309
TG	-236,8	-1020	-221,7	-920
TI	-36,5	-115	-22,8	-69
VD	13,1	20	54,6	79
VS	-445,1	-1552	-524,4	-1742
NE	-147,9	-879	-167,9	-982
GE	236,1	549	257,9	577
JU	-115,1	-1696	-158,6	-2317

QUELLE: EIDGENÖSSISCHE FINANZVERWALTUNG (EFV)

Publizist Beat Kappeler fasst die Situation pointiert zusammen: «Über die Berner Almosenmilliarde lacht sowieso die ganze Schweiz.» Darüber hinaus stört ihn, dass «gutsituierte Kantone» wie der Aargau 200 Millionen Franken aus dem NFA erhalten, St. Gallen 400 Millionen und Freiburg 300 Millionen Franken. «Diese massiven Umverteilungen rühren von abstrusen Kriterien und Indikatoren her [...]. Da werden Höhenkurven, «Steilheit des Geländes» und Ähnliches berücksichtigt, auch wenn St. Moritz, Zermatt oder Gstaad sich auf solchen Hängen sonnen.»

### Solidarität heisst, der andere bezahlt

Der emeritierte Professor für Wirtschafts- und Sozialpolitik Henner Kleinewefers kommt zum gleichen Befund, nur federt er die Analyse etwas akademischer ab. Erfolgreich sei der Föderalismus, wenn er sich am Subsidiaritätsprinzip ausrichte. «Dieses besagt, dass jeder Kanton seine Aufgaben möglichst selbständig, selbstverantwortlich und selbstfinanziert durchführen soll.» Demnach müsste es im Ressourcenausgleich ein relativ breites Band von Kantonen geben, die weder zahlen noch empfangen, sondern sich selbst finanzieren. Dazu gehörten die von Kappeler erwähnten Mittellandkantone. Der Ausgleich würde dann nur noch zwischen den ganz reichen und den wirklich armen Kantonen stattfinden. «Er wäre die Ausnahme», so Kleinewefers, «Selbstfinanzierung die Regel.»

Exakt in diese Richtung stiess die Schwyzer Ständeinitiative. Grob gesagt, würden die Kantone in drei Gruppen geteilt: in die ressourcenstarken und die ressourcenschwachen Kantone und das mittlere Drittel («neutrale Zone») der Kantone, die schon vor dem Ausgleich auf die Mindestausstattung von 85 Prozent des Schweizer Durchschnitts kommen. Der zaghafte Reformversuch blieb ohne Chance in der Ständeratskammer.

Die Geberkantone können bloss auf die Einsicht der Kuckuckskantone hoffen. Wie etwa der Nidwaldner Finanzdirektor Hugo Kayser (CVP), der im kommenden Jahr 14,6 Prozent mehr in den NFA einschiessen muss, nur weil die Finanzkraft seines Kantons relativ zu den anderen Kantonen zugenommen hat. Er sieht einen Systemfehler, «wenn für die Leistungen der finanzstarken Kantone keine Obergrenze besteht und die rückläufigen Beiträge einzelner Kantone (aktuell zum Beispiel der Kanton Zürich) durch die anderen finanzstarken Kantone vollumfänglich kompensiert werden müssen».

Gegen diese Solidarhaftung hat die Schwyzer Nationalrätin Petra Gössi (FDP) in der letzten Session eine Motion eingereicht. Das Schicksal der Standesinitiative aus ihrem Heimatkanton macht jedoch wenig Hoffnung. Solidarität in Bundesbern heisst vor allem: Hauptsache, der andere zahlt. ○

«Almosenmilliarden»: Wer nimmt, wer gibt.

Systemwechsel: Wo vorher zweckgebundene Mittel flossen (zum Beispiel in den Strassenbau), sind die Nehmerkantone heute frei, wofür sie die Beiträge verwenden wollen. Obwalden finanzierte mit den NFA-Millionen eine Steuergesetzrevision: Hohe Einkommen und Unternehmen wurden substanziell entlastet. Mit Erfolg. Kein anderer Kanton konnte in dieser kurzen Zeit seine Situation so massiv verbessern wie das frühere Innerschweizer Armenhaus, und es nahm dafür grosse NFA-Ausfälle in Kauf: Die Zahlungen sanken von 62,5 Millionen (2008) auf 36,4 Millionen Franken (2013).

Das Beispiel Obwalden spricht für die neue Freiheit. Allerdings sind die Kantone genauso frei, die NFA-Millionen direkt in ihren Haushalt zu lenken. Was tut sich beim absolut grössten Nehmerkanton? Bern dreht sich im griechischen Morast. Hinter Genf und Jura haben die Bernerinnen und Berner die dritthöchste Steuerbelastung. Die Ausgaben wuchsen über die Jahre ungebremst: von 8129 Millionen (2003) auf 9039 Millionen Franken (vor der Einführung des NFA) und dann auf 9962 Millionen (Rechnung 2011). Trotz der Milliardenzuschüsse von Bund, den Geberkantonen und der Nationalbank droht dieses Jahr ein Defizit.

Damit karikiert Bern die Hauptziele des nationalen Finanzausgleichs. Der Ökonom und



Maria Borio, Cascina Castlet  
Costigliole d'Asti

Entdecken Sie mit der Winzerin Maria Borio ausgezeichnete Barbera d'Asti und weitere piemontesische Weinspezialitäten. Die Degustation findet am Fr./Sa., 26./27. Oktober, in Birrhard AG statt. Details unter riegger.ch.

Weinkeller Riegger AG · 5244 Birrhard  
056 201 41 41 · www.riegger.ch

CASCINA CASTLET · STR. CASTELLETTO, 6  
14055 COSTIGLIOLE D'ASTI · www.cascinacastlet.com

CAMPAIGN FINANCED PURSUANT TO  
EEC REGULATION NUMBER 1234/07



CAMPAGNA FINANZIATA  
AI SENSI DEL REGOLAMENTO  
CE N. 1234/07



# Sonnenkönig im Reich des Schweigens

Der Walliser Polizeikommandant und Staatsratskandidat Christian Varone ist in der Türkei wegen Schmuggels angeklagt. Zu Hause verbreitet er Halbwahrheiten, intrigiert gegen seinen Gegner Oskar Freysinger und schweigt zu allen Vorwürfen. Das Establishment deckt ihn – noch. *Von Lucien Scherrer*



«Ungeschickte Kommunikation»: Polizeikommandant Varone.

Savièse, eine kleine Gemeinde im Wallis: 6600 Einwohner, sonnengeschwärzte Holzhäuser, Blumenbeete, dazwischen monströse, mehrstöckige Giebelhäuser, die Bau- und Zonenordnung ist schwer durchschaubar. Das Haus von Christian Varone, Kommandant der Walliser Kantonspolizei und Staatsratskandidat der FDP, liegt im Ortsteil Drône, mit herrlicher Sicht auf die Alpen. Der Polizeichef ist nicht zu Hause – aber sein Schwiegervater, der auf der anderen Strassenseite wohnt. Der alte Herr öffnet die Türe und taxiert den Fremden misstrauisch. «Was halten Sie von Ihrem Schwiegerson?» – «Er ist nett, und er hat viel zu tun.» Wird ihm die Affäre um den antiken Stein, den er in der Türkei gestohlen haben soll, schaden? «Nein, das ist nicht wichtig für ihn. Nur für euch Journalisten.» Stimmt es, dass er antike Steine sammelt? «Fragen Sie ihn selbst.» Er beantwortet aber keine Fragen. «Natürlich, er hat Wichtigeres zu tun.»

Wichtigeres zu tun, heisst: Christian Varone muss seine Haut retten, und das geht seiner Meinung nach am besten, wenn er gegenüber Fremden schweigt – wie man das halt so macht in seinem Dorf. «Mein Mandant steht als Staatsangestellter unter der Zurückhaltungspflicht», sagt sein Anwalt Philippe Loretan, «und ich selbst kann mich nur zu juristischen Fragen äussern.» Juristisch gibt es derzeit allerdings wenig zu diskutieren. Varone war am 27. Juli im türkischen Antalya verhaftet worden, weil die Flughafenpolizei einen antiken Stein in seinem Gepäck gefunden hatte. Vier Tage später wurde der Walliser wegen versuchten Schmuggels von Kulturgütern angeklagt, durfte aber in die Schweiz ausreisen. Der erste Gerichtstermin ist am 25. September geplatzt, laut Loretan wegen eines Verfahrensfehlers; darauf beantragte Varones türkische Verteidigerin die Erstellung eines neuen Gutachtens. Am 27. November wird erneut verhandelt. Entscheidend wird sein, ob das Gericht einen Vorsatz erkennt oder nicht. Im schlimmsten Fall drohen dem studierten Juristen bis zu zwölf Jahre Haft.

Varone selbst behauptet, er habe keine Ahnung gehabt, dass der «staubige» Stein, der angeblich «verlassen» auf der Strasse lag, einen historischen Wert haben könnte – obwohl er ihn in der Nähe der archäologischen Stätte von Side aufgelesen hatte. Selbst als die türkischen Behörden Fotos des mutmasslichen Corpus Delicti veröffentlichten – sie zeigten ein Marmorstück, das aus einer Säule stammen soll –, mochte sich der Polizeipräsident nicht entsin-

nen, ob dies «sein» Stein war oder nicht. Das werde er erst während des Gerichtsprozesses klären, dem er bisher allerdings ferngeblieben ist. Insgesamt eine «ungeschickte Kommunikation», wie selbst sein Anwalt einräumt. Doch wer, fügt er hinzu, würde in Varones Lage nicht versuchen, sich zu schützen?

#### «Held von Siders»

Dem würde kaum jemand widersprechen, wenn Varone ein Normalbürger ohne öffentliche Funktion wäre. Doch der smarte 49-Jährige, der aussieht wie ein Anwalt aus einer amerikanischen Fernsehserie, will im Wallis ganz nach oben. Aus einem einflussreichen Savièser Clan stammend, studierte er in Freiburg, erwarb das Anwaltspatent (1990), wurde stellvertretender Chef eines Rechtsdienstes im VBS, dann Direktor der Walliser Strafanstalten (1998) und schliesslich Kommandant der Kantonspolizei (2007). Auf diesem Posten wurde er dank eines tragischen Unglücks zum Helden: Als im März dieses Jahres in Siders ein Bus mit belgischen Kindern verunfallte, wurde der Einsatz der Walliser Polizei in ganz Europa gelobt. Den Ruhm heimste der Kommandant ein: «Held von Siders», nannte ihn die Presse, «Stolz des Wallis».

Kurz darauf begann die FDP einen Nachfolger für ihren Staatsrat Claude Roch zu suchen, der im März 2013 nicht mehr zu den Wahlen antritt. Varone, dessen politische Erfahrung sich auf drei Jahre im Gemeinderat von Savièse (2004 bis 2007) beschränkt, witterte seine Chance und bewarb sich. Jetzt, da der Stein seine Pläne zu durchkreuzen droht, spielt er das Opfer: «Man hat mich vorverurteilt, quasi hingerichtet», jammerte er am 12. September im *Walliser Boten*, «ich bin ein Ehrenmann, der seine Verantwortung wahrnimmt.»

Wirklich? Bisher hat Varone alles getan, um sich vor der Verantwortung zu drücken. «Für wie blöd hält der uns eigentlich?», fragt Stéphane Riand, ein Rechtsanwalt aus Sitten, der den kritischen Polit-Blog «*1dex.ch*» betreibt. «Erst druckst er herum, jetzt schweigt er, und sein Verteidiger tischt diese Geschichte mit der Zurückhaltungspflicht auf. Für mich ist Varone nicht mehr glaubwürdig, weder als Politiker noch als Polizeikommandant.» Selbst Polizisten spotteten inzwischen über ihn, Polizisten, die im Fall eines ähnlichen Vergehens eine disziplinarische Untersuchung am Hals hätten. «In einem anderen Kanton», sagt Riand, «hätte Varone längst gehen müssen.»

Tatsächlich steht im Walliser Polizeigesetz, dass sich die Beamten auch privat zu benehmen haben: «Das Verhalten der Mitglieder der Kantonspolizei muss immer mit ihrer Stellung vereinbar sein.» Doch statt gerügt wird Varone gehätschelt. Seine Chefin, Sicherheitsdirektorin Esther Waeber-Kalbermatten (SP), stellte sich von Anfang an hinter ihn – ja, sie ermunterte ihn sogar, an seiner Staatsratskan-

didatur festzuhalten, wie Varone dem *Walliser Boten* am 4. August brühwarm erzählte. Auf Anfrage der *Weltwoche*, ob gegen Varone eine Untersuchung eingeleitet worden sei und ob er noch tragbar sei, antwortet Waeber nichts sagend: «Es gilt die Unschuldsvermutung, daher keine Stellungnahme.»

Gedeckt wird Varone vom gesamten CVP-dominierten Walliser Establishment samt seinen Hoforganen, dem *Nouvelliste* und dem *Walliser Boten*. Varones Clan ist mit der CVP verbandelt, er selbst steht der Partei nahe – und sie ihm. Bezeichnenderweise mischten sich zahlreiche CVP-Anhänger unter die Mitgliederversammlung der FDP vom 6. September in Conthey, als der höchste Polizist mit absoluter Mehrheit als Staatsratskandidat nominiert wurde, nach dem Motto «Jetzt erst recht». Kritiker wie alt Bundesrat Pascal Couchepin, die von Varone eine Garantie verlangten, dass er sich zurückziehe, wenn er zu einer Haftstrafe verurteilt werde, wurden von dessen Anhängern – allein aus Savièse waren über 500 angereist – ausgebuht und niedergeschrien. Als das Wahlergebnis verkündet wurde, soll der Chefredaktor des *Nouvelliste* in die Höhe gesprungen sein, als hätte der FC Sitten im Cupfinal ein Tor geschossen.

«Viele Leute an der Versammlung waren etwa so freisinnig wie die Marsmenschen»,

---

#### «In einem anderen Kanton hätte Varone längst gehen müssen.»

---

spottet Oskar Freysinger. Der SVP-Nationalrat ist, neben dem alten Walliser Clandenken, der zweite Grund, warum sich die tonangebenden Kreise reflexartig hinter Varone gestellt haben: Er aspiriert ebenfalls auf Claude Rochs Nachfolge. Da er auch aus Savièse stammt, könnte er nur auf Kosten Varones und der FDP in die fünfköpfige Regierung einziehen – denn das Gesetz schreibt vor, dass ein Distrikt nur ein Regierungsmitglied stellen darf. Die CVP (bisher drei Sitze) und die SP (ein Sitz) haben ihre Schäfchen damit schon vor der Wahl im Trockenen – sofern Varone tatsächlich antritt. Freysinger dagegen will man um jeden Preis draussen halten, denn er gilt im Vergleich zu seinem aalglatten Konkurrenten als Enfant terrible. Er selbst drückt es so aus: «Ich bin der Volksfeind Nummer eins.»

Kommt hinzu, dass sich in der Wahl ein Einheimischer und ein Emporkömmling duellieren: Hier Varone, Spross einer alteingesessenen Familie und Enkel des legendären Savièser Gemeindepräsidenten Marc Héritier, dort Freysinger, Sohn einer Putzfrau und eines dahergelaufenen Österreicher. «Für mich ist der immer noch ein Österreicher», sagt etwa Adolphe Ribordy, Chefredaktor der FDP-Zeitung *Confédéré*, «ich mag ihn nicht, ich mag sei-

ne Arroganz nicht, ich mag seine Politik nicht.» Die Angst vor Freysinger ist offenbar so gross, dass sich Varone jede Peinlichkeit erlauben darf. Anfang letzte Woche berichtete die türkische Zeitung *Hürriyet*, dass Varone auf dem türkischen Konsulat in Bern interveniert hatte. Seine angebliche Botschaft lässt sich sinngemäss so übersetzen: «Wenn ihr mich verurteilt, spielt ihr meinem Gegner Oskar Freysinger in die Hände, und ihr wisst ja, dass der Typ ein Rechtsextremer und ein Feind des Islam ist.»

Weder Varone (er verweist auf seinen Anwalt) noch sein Anwalt (er verweist auf Varone) haben den Vorfall dementiert. Berichte in der Walliser Presse? Fehlanzeige. Und was antwortet CVP-Präsident Michel Rothen auf die Frage der *Weltwoche*, ob Varone für die CVP noch tragbar sei? Er schweigt. Dabei soll die Partei dem Vernehmen nach langsam kalte Füsse bekommen und sich die Nominierung eines vierten Kandidaten überlegen. Varone, der einstige Liebling der Massen, droht fallengelassen zu werden wie eine heisse Kartoffel.

Auch die Freisinnigen sind, selbst wenn sie das nie zugeben würden, gelinde gesagt, nervös. «Wir warten ab, was am 27. November geschieht», sagt Parteipräsident Georges Tavernier. Im Fall eines Schuldspruchs werde die Parteileitung die Lage zusammen mit Varone «analysieren». Nach bedingungsloser Unterstützung klingt das nicht mehr. Klar ist: Die Nominierung eines neuen Kandidaten käme reichlich spät.

In Savièse zeigt man sich von all dem unbeeindruckt. «Ach, diese Geschichte mit dem Stein ist doch lächerlich», sagt ein Taxifahrer. Andere wollen von der Sache nichts mehr hören. Selbst Varones politische Gegner halten sich zurück. Am 13. Oktober sind in Savièse Gemeindewahlen, da will man sich nicht dem Vorwurf aussetzen, die *connerie* mit dem Stein auszuschlachten. Kritik wird nur hinter vorgehaltener Hand geäussert. Varone sei nicht verlässlich, sagt jemand, ein «Sonnenkönig» und ein «Fassadenpfleger erster Güte». Im Dorf wisse jeder, dass er schon früher antike Steine gesammelt und in einer Vitrine präsentiert habe. Maître Loretan weist diese Geschichte entrüstet zurück: «Das ist eine Lüge, ich kenne Varone seit über zwanzig Jahren, und er hat sich noch nie für Steine interessiert.»

Und die Savièsiens? Sie sagen nichts. Das Gesetz der Omertà funktioniert im Wallis seit Jahrhunderten. Doch Christian Varone könnte es am Ende die Karriere kosten. Angst vor dem Gefängnis braucht er aber kaum zu haben: Selbst wenn die Türkei einen Haftbefehl erlässt, wird ihn die Schweiz nicht ausliefern. «Die Schweiz ist sehr strikt», sagt der Luzerner Anwalt und Türkei-Kenner Yetkin Geçer. Auch dass Varone die Strafe in der Schweiz verbüssen muss, sei sehr unwahrscheinlich. Denn: «Ob das geschieht, hängt letztlich vom Bundesrat, also von politischen Opportunitäten ab.» ○

# Es könnte teurer werden

Was kostet der Atomausstieg? Bundesrätin Doris Leuthard und das Bundesamt für Energie verbreiten irreführende und widersprüchliche Zahlen zu den finanziellen Auswirkungen der Energiewende. Offenbar sollen die wirklichen Kosten vernebelt werden. *Von Alex Reichmuth*



Der Vergleich geht nicht auf: Energieministerin Leuthard.

Glaubt man Energieministerin Doris Leuthard, so ist der Atomausstieg für die Schweiz zum Nulltarif zu haben. Zu diesem Schluss muss man kommen, wenn man der Bundesrätin letzte Woche bei der Präsentation der «Energiestrategie 2050» zugehört hat. Gleich mehrfach führte Leuthard folgenden Vergleich an: Die Kosten für Kraftwerke, die dereinst die heutigen AKW ersetzen sollen, würden sich bis 2050 auf 30 Milliarden Franken belaufen. «Drei neue Kernkraftwerke kosten aber auch 30 Milliarden.» Leuthard sagte also, die Investitionen in Solar-, Wind- und eventuell Gaskraftwerke seien nicht höher als diejenigen in den Ersatz der bestehenden Atomanlagen.

Doch der Vergleich Leuthards geht nicht auf: Ein neues AKW kostet nicht 10 Milliarden Franken, sondern 6 bis 8 Milliarden – und zwar inklusive der Ausgaben für die Stilllegung und die Entsorgung des nuklearen Abfalls. Dabei sind die Kostensteigerungen bei Atomanlagen, wie man sie in den letzten Jahren im Ausland beobachtet hat, schon berücksichtigt. Die Energieministerin hat die Kosten also um fast die Hälfte zu hoch angesetzt. Vor allem aber war in der gleichen Medienkonferenz klar von 30 Milliarden Franken *Mehrkosten* für Energieanlagen die Rede. Es handelt sich also um den Betrag, um den die Investitionen in Alternativenergien diejenigen in

neue Kernkraftwerke *übersteigen*. Ob Leuthard sich der Unsinnigkeit ihres Vergleichs nicht bewusst war oder ob sie die Öffentlichkeit bewusst täuschen wollte, weiss nur sie selbst.

Auch mit 30 Milliarden Franken wäre der Atomausstieg allerdings überraschend günstig zu haben. Doch diese Zahl widerspricht dem, was der Bund zuvor selber verbreitet hat.

## Auch mit 30 Milliarden Franken wäre der Atomausstieg allerdings überraschend günstig zu haben.

In einem Papier des Bundesamts für Energie (BFE) zu den volkswirtschaftlichen Auswirkungen des Atomausstiegs vom Frühling 2011 steht, dass der Atomausstieg «zusätzliche Kosten» von 0,4 bis 0,7 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) verursache. Hochgerechnet auf 2050 – rund vierzig Jahre –, ergäbe das zusätzliche Kosten von etwa 100 bis 160 Milliarden Franken. Das entspricht ungefähr der Einschätzung des Verbands Schweizerischer Elektrizitätsunternehmen (VSE): Dieser geht von Investitionen für den Umbau des Energiesystems von 118 bis 150 Milliarden Franken aus.

«Wir rechnen anders», sagte BFE-Direktor Walter Steinmann an der Medienkonferenz von letzter Woche auf die Nachfrage eines

Journalisten, warum der VSE auf weit höhere Kosten komme. Bei den Berechnungen des VSE seien – im Gegensatz zu denen des Bundes – auch die Investitionen in den Unterhalt und die Erneuerung bestehender Anlagen enthalten. Doch selbst wenn das zutrifft, dürfte es sich bei den von Leuthard und Steinmann ausgewiesenen 30 Milliarden Franken längst nicht um alle Zusatzkosten handeln: Erstens hat Leuthard erklärtermassen erst einen Teil der Massnahmen präsentiert, mit denen der Bundesrat die Energiewende schaffen will. Das Ziel werde erst zu 50 bis 57 Prozent erreicht, sagte sie an der Medienkonferenz. Folglich muss man mindestens von etwa doppelt so hohen Zusatzkosten ausgehen (60 Milliarden Franken). Zweitens ist es sehr fraglich, ob die Kosten für den Ausbau der Stromnetze in den 30 Milliarden Franken Zusatzkosten vollständig inbegriffen sind, wie es Walter Steinmann an der Medienkonferenz behauptete. Falls die Schweiz in Zukunft viel unregelmässig anfallenden Wind- und Sonnenstrom produziert, ist ein solcher Ausbau unerlässlich. Der Bundesrat schätzte die Kosten für den Netzausbau bis 2050 (ohne Erneuerungsmassnahmen) im letzten Frühling auf 6,2 bis 15,3 Milliarden Franken. Falls die Betreiber der Netze gezwungen sind, einen Teil der Leitungen unter den Boden zu verlegen, wird es noch viel teurer. Die Akademien der Wissenschaften Schweiz bezifferten die Kosten für den Umbau und Ausbau der Netze vor kurzem auf 12 bis 42 Milliarden Franken. Drittens könnte die Energiewende dann noch viel kostspieliger werden, wenn am Ende Reserve-Kraftwerke nötig sein werden, die dann Strom liefern, wenn die Sonne nicht scheint und der Wind nicht geht.

## Atomstrom bleibt am günstigsten

Eine weitere Aussage Steinmanns an der Medienkonferenz lässt daran zweifeln, dass der Atomausstieg tatsächlich nur 30 Milliarden Franken zusätzlich kostet. «Wenn wir weniger Importe haben, müssen wir das in einer volkswirtschaftlichen Rechnung subtrahieren», sagte der BFE-Chef. Sind wegen Sparmassnahmen weniger Importe von fossilen Brennstoffen und Strom nötig, zahlt sich das für die Schweiz zwar aus. Nur spielt es dabei keine Rolle, ob der Strom in unserem Land mit Atomkraft oder mittels Wind- und Sonnenanlagen produziert wird. Investitionen in Effizienzmassnahmen sind genauso möglich, falls



die Schweiz sich entschliesst, neue KKW zu bauen. Steinmanns Subtraktionen verschleiern die Mehrkosten.

Dass diese Kosten wohl deutlich höher liegen, zeigt auch der Bericht «Darstellung der Investitionskosten in Franken pro kWh». Diesen hat das Bundesamt für Energie im August 2011 zuhanden der zuständigen Ständeratskommission verfasst. Im Bericht wird davon ausgegangen, dass die Gesteungskosten (also die Kosten für die Produktion) für Sonnenstrom bis ins Jahr 2050 auf 10,6 Rappen pro Kilowattstunde (kWh) sinken (2010: 64 Rappen). Beim Windstrom wird ein Preiszerfall von 23 auf 12,6 Rappen pro kWh unterstellt. Atomstrom aber wird 2050 mit 6,2 Rappen pro kWh immer noch deutlich günstiger sein. Das wird, gemäss Bericht, zur Folge haben, dass der durchschnittliche Produktionspreis für Strom 2050 bei 9,2 Rappen pro kWh liegt, wenn neue Kernkraftwerke gebaut werden – aber bei 12 bis 14 Rappen, falls Atomstrom durch erneuerbaren oder fossilen Strom ersetzt werden muss. Nimmt man den heutigen Stromkonsum der Schweiz als Basis, ergeben sich daraus jährliche Mehrkosten von etwa 1,8 Milliarden Franken. Auf die geschätzte Laufzeit der AKW von fünfzig Jahren hochgerechnet, kostet der Atomausstieg somit 90 Milliarden. Dazu kommen noch die Kosten für den Netzausbau und Reservesysteme.

### Kein Thema

Liest man die schriftliche Vorlage, die der Bundesrat letzte Woche in die Vernehmlassung geschickt hat, wird die Verwirrung total. Dort steht nichts von 30 Milliarden Franken Zusatzkosten, wie sie an der Medienkonferenz angeführt wurden. Unter dem Titel «Volkswirtschaftliche Auswirkungen» heisst es, dass für den «Kraftwerkszubau» bis 2050 66 Milliarden Franken benötigt werden. Die Kosten für den Netzausbau werden (übereinstimmend mit früheren Aussagen) auf 6,2 bis 15,3 Milliarden beziffert. Ausdrücklich festgehalten ist, es handle sich um volkswirtschaftliche Auswirkungen, die «ausschliesslich auf dem vorliegenden Massnahmenpaket» basierten. Man muss also davon ausgehen, dass die Kosten zusammen mit den weiteren Massnahmen, die erst in den nächsten Jahren angekündigt werden, noch weit höher liegen. Die Energiewende könnte somit Zusatzkosten in dreistelliger Milliardenhöhe zur Folge haben.

Auffälligerweise thematisierte nach der Präsentation von letzter Woche kaum ein Medium die Kosten des Atomausstiegs und der Energiewende. Der Zahlensalat, den Bundesrat und Verwaltung angerichtet haben, war offenbar zu ungeniessbar, als dass sich Journalisten damit befassen wollten. So fiel die öffentliche Diskussion über die volkswirtschaftlichen Folgen der Energiepläne weitgehend aus. Bundesrätin Leuthard dürfte es kaum gestört haben. ○

## Umwelt

# Unter der Käseglocke

Die Schweiz führt ihren Streit um den Atomausstieg fernab der globalen Realität. Von Markus Schär



Gigantische Vorräte: Gas-«Fracking».

«Den amerikanischen Energie-Koloss entfesseln» heisst eine kürzlich veröffentlichte Studie des Manhattan Institute. Die USA erleben derzeit tatsächlich eine Energiewende mit «dramatischen ökonomischen Auswirkungen» – dies aufgrund einer technischen Revolution: In den letzten Jahren ist es gelungen, tiefe Schieferschichten zu erschliessen und mit einer als «Fracking» bezeichneten Technik aufzusprengen, um darin enthaltenes Gas zu fördern. Experten rechnen mit Vorräten für mehrere hundert Jahre. Allein bis 2020 erwarten die Analysten des Finanzgiganten Citi wegen der Gasförderung ein zusätzliches Wirtschaftswachstum von 2 bis 3 Prozent, über drei Millionen neue Jobs und eine Verringerung des US-Defizits in der Leistungsbilanz um 2,4 Prozent. Denn die USA sollen sich bis 2030 vom grössten Konsumenten zum grössten Exporteur von Treibstoff entwickeln.

Das hat kolossale Konsequenzen – von der Geopolitik bis zur US-Wirtschaft: Das günstige Gas, das im Verbrauch ein Zehntel von Erdöl kostet, könnte zu einer Reindustrialisierung der USA führen. Und allein von der Gasindustrie erwartet das Manhattan Institute in den nächsten zwanzig Jahren sieben Billionen Dollar

Wertschöpfung. Das Wort «Klima» kommt übrigens in der Studie nicht vor – zu Recht: Dank dem Ersatz von Kohle durch Gas haben die USA ihren CO<sub>2</sub>-Ausstoss bereits unter den Stand von 1990 gesenkt – also das Ziel des Kioto-Protokolls übertroffen, das sie nie unterzeichnet haben.

### 230 Milliarden Euro für 2 Prozent Strom

Die energiehungrige Welt bleibt auf Kohlenwasserstoffe angewiesen – auch wenn das Verbrennen CO<sub>2</sub> erzeugt, das gemäss Konsens innerhalb des Klimarates IPCC die Erde erwärmt. Das gilt selbst für das ökologisch vermeintlich vorbildliche Deutschland, das 230 Milliarden Euro in die Solarenergie gesteckt hat und damit gerade mal 2 Prozent seines Bedarfs deckt. «Was hätte man mit diesem Geld bei der Gasförderung machen können, wo die Deutschen wieder nur die Probleme sehen?», fragte Wolfgang Reitzle, CEO des Gasgiganten Linde, kürzlich an einem Symposium. Um die Industrie mit sicherer, günstiger Energie versorgen zu können, baut Deutschland derzeit 23 Kohlekraftwerke. Weltweit reichen die Kohlereserven für tausend Jahre, sagt ETH-Rektor Lino Guzzella: «Die Chinesen und die Inder werden sie verbrennen – und das ist ihr gutes Recht.»

Seit der Klimakonferenz in Kopenhagen von 2009 machen die Chinesen und Inder klar, dass sie sich nicht einschränken lassen. Und sie stellen den Konsens innerhalb des von Amerikanern und Europäern beherrschten IPCC in Frage. «Es braucht viel mehr Forschung, um offene Fragen zu klären», schrieben führende chinesische Klimaforscher in einer Studie von 2011. Und Chefunterhändler Xie Zhenhua sagte gar an Konferenzen: «Es gibt alternative Positionen, die den Klimawandel auf natürliche Prozesse zurückführen. Wir müssen offen bleiben.»

Bei der letzten Umweltkonferenz in Rio im Juni war das Klima denn auch kaum ein Thema. IPCC-Chef Rajendra Pachauri ruft deshalb seine Leute zum Aktivismus auf: «Vergesst die Regierungen, wendet euch direkt an die Menschen!» Von den sieben Milliarden Menschen leben allerdings fünf Milliarden noch in Armut. Und um sich daraus herauszuarbeiten, brauchen sie: Energie.

# Hotelgeschichten aus dem «Suvretta»

Es überstand zwei Weltkriege und beherbergte Gäste wie Evita Perón oder den Schah von Persien. Das «Suvretta House» in St. Moritz, eines der berühmtesten Hotels der Schweiz, wird hundertjährig. Es ist im Besitz einer Familie von Hotelpionieren, die in die fünfte Generation geht. *Von René Lüchinger*

Kleine Geheimnisse gibt es, die überdauern Krisen, Kriege, Katastrophen. Eines lagert unerkannt von der Menschheit über Jahrzehnte in der westlichen Turmkugel des mondänen Belle-Epoque-Nobelhotels «Suvretta House». Acht handschriftlich engbeschriebene Seiten sind es, wetterfest gelagert in einer Kassette. «Das Gebäude in Gottes Obhut gestellt», so lautet der letzte Satz, «Chasellas, 4. September 1912». Unterschrieben ist das Dokument von einem Anton Bon senior.

Exakt hundert Jahre später, am 4. September 2012, wird dieselbe Turmkugel wieder geöffnet. Als dies geschieht, dringen Sonnenstrahlen durch die Wolkendecke und tauchen das Panorama vom Dach des «Suvretta» zum See von Champfèr in magisches Licht. Ein distinguiert Herr, der britische Kultiviertheit verströmt, will es Anton Bon gleichtun. Am Küchentisch hat er handschriftlich und mit der Feder seinen Brief an die Nachwelt verfasst. Darin schreibt er von Anerkennung und Respekt vor den Vorfahren, über die Hoffnung für die Nachkommen – sie mögen dem «Suvretta House» Sorge tragen.

Es ist Martin Candrian, der Urenkel des Hotelgründers Anton Bon. Dazwischen sind hundert Jahre Hotelgeschichte. Hundert Jahre Familiengeschichte der Bon-Candrians. Hundert Jahre Schweizer Gastronomiegeschichte – schliesslich ist hier eine Hotelierdynastie herangewachsen, deren Name nicht nur mit dem «Suvretta House» verbunden ist. Sondern auch mit dem «Park Hotel Vitznau» und dem Bahnhofbuffet am Zürcher HB – lange Jahre der grösste Gastronomiebetrieb des Landes. Bons waren seinerzeit beteiligt am «Waldhaus» in Sils, am «Esplanade» Berlin, am «Carlton» in Frankfurt oder am «Brown's Hotel» in London, und ein Bon leitete einst das legendäre «Dorchester» in London.

Viele Hotelgeschichten gibt es also in dieser Gastronomenfamilie. Die besten ereigneten sich im «Suvretta House». Zum Beispiel jene von einem Engländer namens G. S. F. Edwards, von Beruf Schiffsbauer: Weil seine Gattin krank ist und ihr frische Alpenluft guttut, lässt er sich von dem Schweizer Architekten Karl Koller auf dem Gebiet von Chasellas ein schönes Anwesen bauen. Er taufte es «Villa Suvretta» – «das Haus oberhalb des Wäldchens». Der Frau des Schiffsmagnaten will es aber hier, oberhalb des Wäldchens, nicht so recht passen, worauf Edwards das schicke Häuschen seinem Freund Charles Sidney Goldman verkauft. Dieser ist ebenfalls

Brite, sogar Mitglied im Londoner Stadtparlament. Goldman gefällt es so gut auf Chasellas, dass er immer mehr Land zusammenkauft und schliesslich auf 4,5 Hektaren sitzt.

An diesem Punkt der Geschichte kommt Anton Bon ins Spiel. Wie er Goldman kennenlernt, ist nicht überliefert. Klar ist nur: Der Brite und der Schweizer wollen hier, zwei Kilometer von St. Moritz entfernt, ein Hotel bauen. Zu abgelegen und zu weit weg vom pulsierenden St. Moritz, findet zwar die örtliche Hotelier-Konkurrenz – genau richtig, der schöne Platz auf der grünen Wiese, meint Anton Bon. Bilder zeigen einen Herrn mit zeittypischem Schurrbart, aber auch einem leicht trotzigem Zug um den Mund.

Der Mann hat zweifellos einen starken Willen. Er ist ein Unterländer, Sohn eines Sägereimeisters aus Bad Ragaz. Der Vater überredet ihn, es doch in der Hotellerie zu versuchen, beim Freund der Familie Bernhard Simon, Besitzer

---

## Es schneit an diesem Tag im Jahr 1912, und die Gäste wöhnen sich wohl in einem Traumschloss.

---

des Hotels «Kur- und Quellenhof» Bad Ragaz. Dort lernt der junge Bon praktischerweise auch noch seine spätere Frau kennen, Maria Nigg, die im «Quellenhof» als Etagengouvernante arbeitet und später, im «Suvretta», von zahlreichen Gästen nur «Mama Bon» genannt wird.

Zu zweit pachten sie das «Hotel Bodenhaus» in Splügen an der San-Bernardino-Passstrasse. Als 1882 die Gotthardbahnlinie eröffnet wird und die Gäste ausbleiben, ziehen die Bons weiter in die Zentralschweiz, kaufen das Luxushotel «Rigi-First» und lassen schliesslich vom Architekten Karl Koller das märchenhafte Belle-Epoque-Hotel «Park Vitznau» erstellen. Arriviert ist Anton Bon – unterdessen fünfzigjährig –, als er sich in den Kopf setzt, auf Chasellas mit dem gleichen Architekten erneut ein Belle-Epoque-Hotel zu erstellen. Am 7. April 1911 wird die AG Suvretta Haus im Kontor der Zürcher Bank Guyerzeller gegründet, die Kosten für das ehrgeizige Projekt werden Jahre später mit stolzen 7,5 Millionen Franken beziffert. Am 22. April wird der erste Spaten in die Erde getrieben und am 13. Juli findet sich im «Baujournal» folgender Eintrag: «Es arbeiten 394 Mann mit heute, es sind beständig 5 Pferde am Platz, zwei ziehen Beton, 3 sind mit Zufuhr von Steinen beschäftigt.»

Als Mensch und Ross ihre Arbeit verrichtet haben, gibt es hier 250 Zimmer, 370 Betten, 110 Badezimmer, Räume für Bridge und Billard, für Raucher und Teetrinker, eine Bibliothek und ein Musikzimmer sowie natürlich einen prächtigen Speisesaal. «There is something about it that suggests a French château», schwärmt die englischsprachige Gästezeitung, als das Hotel am 16. Dezember 1912 eröffnet wird. Es schneit an diesem Tag, und die 200 geladenen Gäste wöhnen sich wohl zu Recht in einem Traumschloss.

## Walter Boveri «gehörte zum Inventar»

Ein Haus voller Geschichten. Männer im Smoking, Damen im langen Abendkleid im «Le Grand Restaurant», «Dancing competition» auf dem hauseigenen Eisplatz, Bälle im Festsaal und Skilauf mit der Skischule Suvretta – der ersten der Schweiz. Manche Gäste kommen schon als Student, und sie kommen immer wieder. «Zu Anfang des Jahres 1917 begab ich mich wieder nach St. Moritz, wo ich den ganzen Winter verbringen sollte und schliesslich schon zum Inventar gehörte», schreibt etwa BBC-Grossaktionär Walter Boveri in seinen Memoiren. Über Gäste spricht hier keiner. Diskretion ist Ehrensache. Und doch dringen hin und wieder Namen von Stammkunden des «Suvretta House» nach draussen. Akihito etwa, heutiger Kaiser von Japan, spielt hier in jungen Jahren Tennis auf dem hauseigenen Court. König Faruk von Ägypten fährt Ski, Aspasia, Prinzessin von Griechenland, schwingt das Tanzbein, und der Schah von Persien lässt sich kulinarisch verwöhnen. Gesichtet wird auch Evita Perón, First Lady Argentiniens, der deutsche Zigaretten-König Philipp Reemtsma oder auch, während der Olympischen Winter Spiele 1928, die norwegische Mehrfach-Olympiasiegerin Sonja Henie.

Selbst Mitarbeiter geniessen im «Suvretta»-Biotop mitunter Prominentenstatus. Erster Chef de Réception ist ein gewisser Hugo E. Prager, Vater des späteren Mövenpick-Gründers Ueli Prager. Oder Mario Scandella, knapp vier Jahrzehnte lang Barkeeper des Hauses, der als schlittschuhlaufender Barmann zu Filmehren kommt und dem Hollywood-Schauspieler Gregory Peck die Drinks reicht. In die Geschichte eingegangen ist auch Fritz Rufener, Concierge während eines halben Jahrhunderts, der «Fritz of Suvretta», den die Gäste «le concierge des rois et le roi des concierges» nannten. >>>



«Hauch eines französischen Châteaux»: das legendäre «Suvretta House» im Oberengadin.



«Das Gebäude in Gottes Obhut gestellt»: Anton Bon (unten) mit Familie.



«Weltruf der Schweizer Gastronomie.»



Sie kommen immer wieder: Gäste des «Suvretta».



Der Frau gefiel es nicht: «Villa Suvretta».

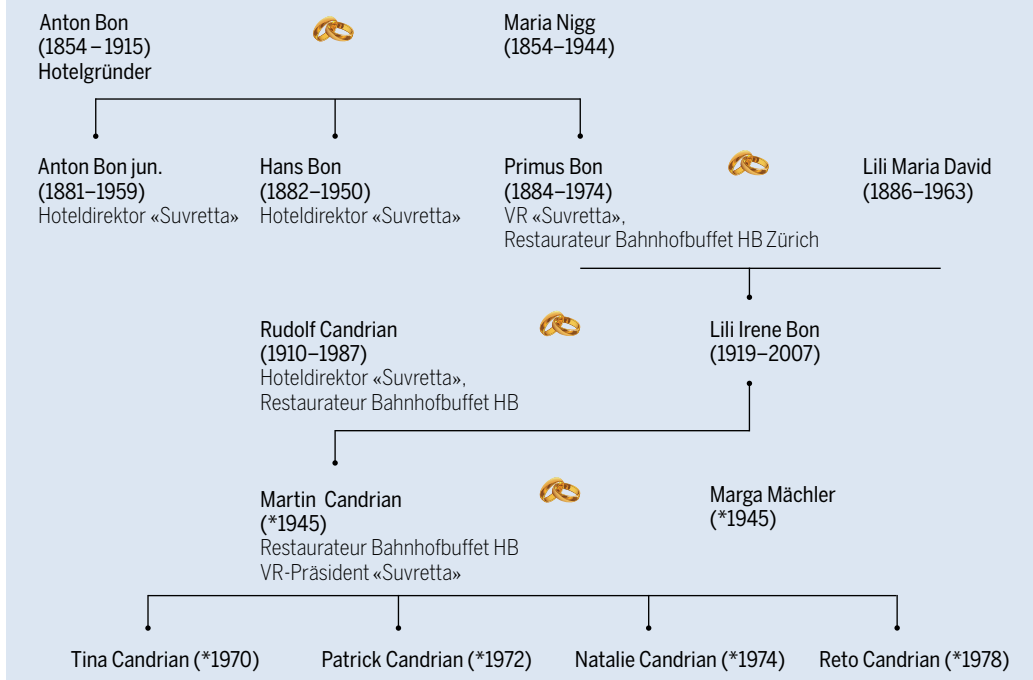


«Es arbeiten 394 Mann»: Bau des Hotels, 1911.



Tanzwettbewerb auf der hauseigenen Eisbahn.

## Stammbaum Bon - Candrian 1. bis 5. Generation



«Vereinte Kräfte und Bemühungen der Familie Bon.»

Königlich geht es also zu und her in diesem noblen Hause, und doch ist es nicht immer eine Insel der Glückseligen. Immer wieder bricht die Weltgeschichte auch über diese illustre Gesellschaft herein. Als der Erste Weltkrieg ausbricht, notiert ein Chronist: «Man sah vornehme Damen schweres Gepäck zum Bahnhof herschleppen, nur fort, nur fort, das war die Lösung.» Im Jahre 1941, während des Zweiten Weltkrieges, schliesst das «Suvretta House» seine Tore gar ganz. Selbst die vier letzten Angestellten – darunter der Chefbuchhalter, der Chefmechaniker sowie der Warenkontrollleur – sind angesichts drückender Schulden und ausbleibender Gäste schlicht nicht mehr zu bezahlen. Niemals jedoch lassen sich die Bons von widrigen Zeitläufen unterkriegen, und im Sommer 1946 eröffnen sie ihr «Suvretta» wieder. Ein guter Hotelier ist schliesslich ein Gastgeber aus Berufung und bleibt dies ein Leben lang.

Bei den Bons sind das charismatische Persönlichkeiten, welche diese familiäre Tradition nach dem Tod des Gründers im Jahre 1915

aufrechterhalten. Hans Bon etwa, zweitältester Sohn, ein «baumstarker Hoteldirektor», wie das Fachblatt *Hotel-Revue* einmal anmerkt. Der hat alles erlebt, was ein Hotel töten könnte: Erster Weltkrieg, Weltwirtschaftskrise,

### Mit Churchill ist sich Hans Bon einig: Whisky ist die bessere Variante.

Zweiter Weltkrieg – und hat darüber nie seinen Humor verloren. Als er einmal beim englischen Premier Winston Churchill zum Nachtessen geladen ist und Lady Churchill Tee servieren will, meint er trocken: «Have you ever seen Hans Bon drinking tea?» Mit Churchill ist er sich einig: Whisky ist die bessere Variante.

Eine weitere gewinnende Person ist Primus Bon, der drittälteste Sohn des Hotelgründers, Gastronom aus Berufung auch er. Als im Jahre 1923 die SBB das Bahnhofbuffet Zürich zur Pacht ausschreiben, ist Primus Bon zur Stelle



Entfernt verwandt: M. Candrian (l.), V. Jacob.

und übernimmt die drei Restaurants der ersten, zweiten und damals noch dritten Klasse. Im März 1964 strahlt die «Antenne» des Schweizer Fernsehens zum 80. Geburtstag von Primus Bon einen Beitrag aus. Der betagte Mann, der den «Weltruf der Schweizer Gastronomie» mitgeprägt hat, so urteilt die Stimme aus dem Off, erzählte, wie er diesen Betrieb zur grössten Wirtschaft Europas unter einem Dach ausgebaut hat – mit 600 Angestellten aus 23 Ländern und 2400 Sitzplätzen, an denen pro Jahr 210 Tonnen Fleisch oder 510 000 Liter Kaffee konsumiert werden.

### Vom «Suvretta House» zum Bahnhofbuffet

An diesem Punkt der Geschichte kommen das «Suvretta House» und das Bahnhofbuffet Zürich zusammen, und es beginnt ein neues Kapitel – jenes der Candrians. In der dritten Generation übernimmt nach dem Tod von Hans Bon zunächst der mit einer Enkelin des Hotelgründers verheiratete Rudolf Candrian-Bon die Hotelführung im «Suvretta». Kurze Zeit später übernimmt er die Pacht am Zürcher

HB von seinem Schwiegervater Primus Bon, und im «Suvretta» rückt Rudolfs älterer Bruder Albert Candrian in die Hoteldirektion nach.

Das vorerst letzte Kapitel in dieser Familiensaga schreibt als Vertreter der vierten Generation Martin Candrian. Auch der hat Familiengeschichten zu erzählen. Etwa die, wie er es angestellt hat, sich die Pacht am Bahnhof zu sichern. Klar ist, dass wenn der Vater altershalber aufhören will, die Pacht neu ausgeschrieben wird – so will es das Betriebsreglement der SBB. Klar ist auch, dass die Bewerber für diesen lukrativen Gastronomiestandort Schlange stehen werden. Martin Candrian verfügt jedoch über einen Standortvorteil. Im letzten Amtsjahr des Vaters, im Jahr 1978, als der Pachtvertrag schon gekündigt ist, arbeitet der Sohn bereits seit einiger Zeit im Betrieb.

Sein Plan sieht vor, das zu betreiben, was neu-deutsch politisches Lobbying heisst. Martin Candrian erstellt eine Liste von Personen, mit denen er in Kontakt zu treten wünscht in dieser Sache, von denen er annimmt, dass sie Einfluss haben oder zumindest ein gutes Wort einlegen könnten. Er spricht mit Bankdirektoren und Ständeräten. Er weiss, wann die Herren Kreisdirektoren im Bahnhofbuffet zu speisen pfle-

haus» in Bern, in welchem die Bundesräte abzusteigen pfliegen.

Und zwischen den Jacobs und den Candrians existiert sogar eine entfernte Verwandtschaft – in den Annalen gibt es eine gemeinsame Urgrossmutter. Man kennt sich also, und so bleibt zusammen, was zusammengehört. Als im «Suvretta House» im Jahre 1989 eine

---

### Alles beginnt mit Plastik – im Jahre 1991 werden im Hause erstmals Kreditkarten akzeptiert.

---

neue Direktion gesucht wird, liegt es für Martin Candrian wohl irgendwie auf der Hand, Vic und Helen diesen Job anzuvertrauen. Dort sind sie noch immer als erst sechste Hoteldirektion tätig. Nur einer sass länger auf diesem Sessel – Hans Bon, der Sohn des Gründers.

Es sind Jahre, in denen im «Suvretta House» Neues entsteht und Altes verschwindet – alles mit dem Ziel, dieses Haus mit Geschichte in die Moderne zu führen. Alles beginnt mit Plastik – im Jahre 1991 werden im Hause erstmals Kreditkarten akzeptiert. Im Verwaltungsrat übernimmt Martin Candrian das

Das Geld zum grossen Umbau ist nun vorhanden, und nun geht es Schlag auf Schlag. Bereits früher hat die Zürcher Architektin Tilla Theus die Zimmer auf drei Stockwerken neu gestaltet. Nun wird die Hauptküche komplett erneuert, eine neue Bar im Stil der goldenen zwanziger Jahre gebaut, «Anton's Bar», benannt nach dem Hotelgründer. Eine neue Badelandschaft entsteht, eine Wellness-Oase mit dem ersten Outdoor-Whirlpool im Oberengadin. Ein grosszügig dimensioniertes Festsaalensemble für Galas, Konzerte oder Seminare wird aus dem Boden gestampft. Am Schluss, als alles steht, sind Vic und Helen in ihrem 24. Jahr im «Suvretta», und die Bilanz lautet: Es sind in dieser Zeit rund 200 Millionen Franken in das Hotel investiert worden.

### Sporthotel, Sportschule

Damit ist diese Geschichte noch nicht zu Ende. Denn das «Suvretta» verfügt ohne Landwirtschaftsfläche noch über einen Grundbesitz von 80 000 Quadratmetern. Dieser soll, so der Plan, in eine «Hotelzone Suvretta House» umgewandelt werden und sukzessive für neue Zimmer, den Bau eines Suiten- und eines



Derivate der Leidenschaft  
made by Gübelin.

**GÜBELIN**  
JUWELEN • UHREN

gen und richtet es ein, dass er bei solchen Gelegenheiten in der Nähe ist. Er tut dies, wie es seine Art ist: distinguert und kultiviert. Was eben den guten Gastgeber auszeichnet. Als die SBB die Pacht im Jahre 1979 neu vergeben, erhält Martin Candrian tatsächlich den Zuschlag. Für die SBB ist dies ebenfalls eine feine Lösung – die Verantwortlichen bei der Bahn wollen nämlich nicht nur einen erfahrenen Gastroprofi, sondern auch eine Garantie, dass der Neue, der dem Vorgänger die Pacht abkaufen muss, solvent genug ist. Wenn alles in der Familie bleibt, stellt dieser Punkt kein Risiko dar.

Martin Candrian ist nun also stolzer Pächter am HB, und damit dort in den Büchern Ordnung herrscht, holt er als Finanzchef einen Mann in sein Unternehmen, der mittlerweile auch schon fast zur Familie gehört: Vic Jacob, der schon in jungen Jahren im «Au Premier» als Kellner gejobbt und später die Hotelfachschule in Lausanne absolviert hatte – Gastronomen finden sich, und das gilt bei Vic Jacob auch privat. Seine Frau Helen stammt ebenfalls aus einer Gastronomenfamilie – die Eltern führten einst das stadtbekannte «Bürger-

Präsidium, kurze Zeit später nehmen dort auch seine Freunde Moritz Suter, ehemals Gründer der Crossair, und Urs E. Schwarzenbach, heutiger Besitzer des «Dolder Grand», Einsitz. Unter dieser neuen operativen und strategischen Führung wird ein Masterplan aufgesetzt, das Haus an Haupt und Gliedern bis zum Hundert-Jahr-Jubiläum einer Generalüberholung zu unterziehen.

Das freilich kostet Millionen, und es stellt sich die Frage, ob die Aktionäre des «Suvretta» bereit sind, dieses Investment zu tragen. Gefordert sind vier Familienstämme, allesamt Nachfahren des Hotelgründers Anton Bon, die ihre Titel in einem Aktionärspool gebündelt haben. Am 11. Juni 1998 treffen sich zwanzig Familienmitglieder im «Park-Hotel Vitznau», um diese Frage zu klären. Am Ende des Tages ist klar: Alle wollen verkaufen, bis auf einen, Martin Candrian. Dieser nimmt familienfremde Kapitalgeber mit ins Boot, so etwa Urs E. Schwarzenbach, behält aber selber mit seiner Familie auch nach mehreren Kapitalerhöhungen die Mehrheit am Hotel seiner Väter und Vorväter.

Sporthotels oder einer «All-Season Sport School» verwendet werden.

Martin Candrian sitzt jetzt auf der Terrasse des «Suvretta». «Dafür», meint er und blinzelt in die Sonne, «herrscht keine Eile. Es geht nur darum, dass auch die fünfte Generation Candrian gerüstet ist für die Zukunft.» Die fünfte Generation Candrian, das sind seine Kinder Tina, Patrick, Natalie und Reto. Aus den Worten des Vaters spricht freilich mehr als dynastisches Denken – es sind Worte, die auf ein Vermächtnis zielen. Der Urgrossvater und Gründer Anton Bon hatte schliesslich in seinem im Turmkegel versteckten Brief an die Nachfahren geschrieben: «Ich persönlich habe mich mit Mut und Ausdauer der Gründung und Arbeit unterzogen, um meinen Söhnen ein neues Feld der Tätigkeit zu eröffnen und in der Hoffnung, dem einen oder anderen derselben eine Stellung zu verschaffen. Wenn, wie wir alle hoffen, das neue Unternehmen gelingt, so ist es den vereinten Kräften und Bemühungen der Familie Bon zu verdanken.» Und dies, ist sich Martin Candrian bewusst, gilt hundert Jahre später noch immer. Auch für seine eigene Familie. ○

# «Standortnachteile, die niemand will»

Das Unternehmen Schulthess produziert im Zürcher Oberland Waschmaschinen. Firmenchef Werner Karlen erklärt, wie man die hohen Kosten in der Schweiz erträgt, warum ihm der starke Franken weniger Sorgen bereitet und dass Deutschland anders tickt. *Von Florian Schwab und Tanja Demarmels (Bild)*

**Herr Karlen, wie sehr «Swiss made» sind die Waschmaschinen von Schulthess?**

Weit über 60 Prozent der Wertschöpfung finden in der Schweiz statt. Wir haben im Ausland keine Produktion.

**Das heisst, Ihr Unternehmen sieht der Diskussion um die Swissness-Vorlage im Parlament gelassen entgegen?**

Ja.

**Was denken Sie persönlich darüber?**

Der Konsument muss sich auf das Versprechen «Swiss made» verlassen können. Es sollte nicht möglich sein, ihn hinters Licht zu führen. Wenn in der Schweiz ein Produkt nur noch verpackt wird, darf man es nicht «Swiss made» nennen. Dadurch verliert das Label an Wert. Wo genau die richtige Grenze ist, kann ich nicht sagen.

**Ein Schweizer, der ein geniales Produkt erfindet und es grossteils im Ausland herstellen lässt, sollte auf das Label verzichten müssen?**

Gehen Sie vom Konsumenten aus. Er rechnet damit, dass «Swiss made» bedeutet, dass auch ein gewisser Teil der Herstellung in der Schweiz stattfindet.

**Sie selber produzieren Waschmaschinen im Zürcher Oberland. Wie geht das heutzutage überhaupt noch?**

Zunächst einmal besteht in der Schweiz eine Nachfrage nach qualitativ hochwertigen Waschmaschinen. Der Markt für ein solches Produkt ist allerdings für viele ausländische Grosshersteller zu klein. Dazu haben wir in unserer Fertigung einen relativ hohen Automatisierungsgrad. Mit hundert Mitarbeitern in der Produktion können wir wöchentlich bis zu 600 Waschmaschinen ausliefern. Dazu kommt der gute Service: Wir liefern innerhalb von 24 Stunden und haben ein flächendeckendes Netz von Servicetechnikern.

**Zahlt der Kunde mehr für eine «Swiss made»-Waschmaschine als für ausländische Produkte?**

Das lässt sich schwer messen. Wir sind im oberen Preissegment, aber das ist auch durch die höhere Qualität gerechtfertigt. Es gibt noch Kunden, die sagen: «Ich will, dass meine Waschmaschine zwanzig Jahre lang hält.»

**Wie lang halten schlechtere Konkurrenzprodukte – die billigsten der billigsten?**

Unsere Maschinen sind robuster konstruiert. Das misst sich an der Anzahl



«Gute Vertrauenskultur»: Schulthess-Chef Karlen.

möglicher Waschgänge, auf die die Bestandteile ausgelegt sind. Unsere Mehrfamilienhaus-Waschmaschinen halten gut und gerne 20 000 Waschgänge, die normalen Ein-Haushalt-Geräte 4 000 Waschgänge lang. Manch anderes Produkt ist nach 1 500 Waschgängen hinüber.

**Blenden wir dreizehn oder vierzehn Monate zurück, in die Welt vor der SNB-Wechselkursgrenze von 1.20. Wie war die Situation für Ihr Unternehmen?**

Wir hatten vor allem im relativ kleinen Exportgeschäft Schwierigkeiten und mussten die Preise senken. Aber auch im inländischen Markt haben die ausländischen Hersteller versucht, die historische Chance zu ergreifen, Marktanteile zu gewinnen, indem sie die Preise senkten. Daneben muss man natürlich festhalten, dass unsere aus dem Ausland bezogenen Rohstoffe billiger geworden sind.

**Bei Ihrer Produktionsstruktur ist dieser positive Effekt vermutlich der kleinere ...**

Ja. Trotzdem ist es natürlich gut, wenn wir die Motoren für die Maschinen und so weiter günstiger einkaufen können.

**Gab es vermehrt ausländische Händler, die Ihre Produkte günstiger in die Schweiz reimportiert haben?**

Das Problem stellt sich bei uns weniger, weil wir fast nur in den gewerblichen Bereich exportieren. Angenommen, ein gewerblicher Endabnehmer wie ein Pflegeheim braucht eine neue Waschmaschine, dann nimmt dieses mit einem Berater für gewerbliches Waschen Kontakt auf, der dann bei uns bestellt. Der Berater lebt nicht vom Handel, sondern von seinen Gesamtprojekten: Planung, Layout, Service, Wartung. Ein bisschen anders stellt sich die Lage bei unserem zweiten Standbein dar, den Wärmepumpen.

**Wie viel macht die Produktion von Waschmaschinen an Ihrem Umsatz aus?**

Etwa einen Drittel. Das bedeutet gut 100 Millionen Franken. Den Rest subsumieren wir unter dem Begriff «Heizen und Kühlen», wo der Vertrieb von Wärmepumpen unter dem Markennamen Alpha-Innotec der wichtigste Bestandteil fürs Heizen ist.

**Bei den Wärmepumpen gab es Konkurrenz durch ausländische Händler?**

Es war nicht dramatisch. Allerdings hat schon der eine oder andere Sanitärinstallateur die Wärmepumpe lieber direkt aus Deutschland importiert, als über uns als Vertriebsgesellschaft zu gehen. Das liegt aber im geringen einstelligen Prozentbereich. Es herrscht in der Schweiz eine gute Vertrauenskultur zwischen den offiziellen Importeuren und den Händlern.

**Wer versucht, solche Tendenzen zu bekämpfen, gerät rasch der Wettbewerbs-**

**kommission ins Gehege. Das harte Kartellgesetz ist für Sie kein Problem?**

Wir sind davon wenig betroffen. Es gibt aber Branchen, wo es anders zu- und hergeht.

**Wenn ein Franken über längere Frist genau einen Euro wert gewesen wäre, wäre es gefährlich geworden?**

Das Wort «gefährlich» ist vielleicht etwas absolut. Aber es wäre härter geworden. Der Export wäre eventuell komplett eingebrochen, und wir hätten die Preise im Inland weiter senken müssen. Auch so sind die Preise gesunken. Wir sind die Nummer eins beim Import von Wärmepumpen. Diese sind um fünf bis zehn Prozent günstiger geworden.

**Glaubt man der Energiestrategie des Bundes, dann sind Sie ja mit diesen Wärmepumpen auf der richtigen Seite der Geschichte. Die Sanierung von Altbauten wird staatlich gefördert.**

Das Geschäft ist bei Neubauten relativ gesättigt. Es werden heute grossteils Wärmepumpen eingebaut. Bei den Renovationen gibt es auch noch viel Potenzial. Es ist eine gute Technologie, und wir sind froh, dass wir darin tätig sind.

**Sie sind mit dem regulatorischen Umfeld in der Schweiz rundum zufrieden?**

Ja. Wobei uns die zunehmende Regulie-

---

**«Reorganisationen sind in Deutschland schwieriger als in der Schweiz.»**

---

rungsdichte durchaus fordert, die ihren Ursprung nicht nur in Bern, sondern auch in der Europäischen Union hat.

**Ein Beispiel?**

Der Tumbler ist einer der grössten Stromverbraucher im Haushalt. Jetzt dürfen in der Schweiz nur noch Wärmepumpen-Tumbler verkauft werden, die viel weniger Strom verbrauchen als die herkömmlichen Modelle. Wir haben die gesamte Produktion darauf umgestellt. Das hat viele Millionen gekostet. Das ist ein typisches Beispiel für eine regulierungsgetriebene Innovation, wo der Gesetzgeber geschaut hat, wie man die grössten Stromfresser im Haushalt umweltverträglicher machen kann. In dem Fall sicher sinnvoll.

**Hätte es die Innovation nicht sowieso irgendwann gegeben? Niemand gibt gern zu viel Geld für Strom aus.**

Wir hatten schon vor der neuen Regelung solche Produkte im Angebot. Sie waren aber noch fast doppelt so teuer. Erst durch die zwangsweise Umstellung wurden sie wirtschaftlich. Die Preise sind jetzt nicht mehr viel höher.

**Der höhere Preis hat sich nicht durch geringere Stromausgaben amortisiert?**

Doch, wenn man das Gerät lange genug behält. Aber nicht in den ersten zwei Jahren.

**Es wird vielfach behauptet, die Energiepreise in der Schweiz seien zu tief.**

Wenn die Gesellschaft entscheidet, dass die Energie teurer werden muss, dann ist das aus Sicht der Industrie akzeptabel. Allerdings müssen solche Zusatzbelastungen dann kompensiert werden. Man sollte nicht immer nur mehr und mehr belasten. Das gibt sonst Standortnachteile, die niemand will.

**Wie viel Strom verbraucht Ihr Werk in Wolfhausen?**

Auf jeden Fall sind es Megawattstunden.

**Schulthess gehört seit 2011 zum schwedischen Nibe-Konzern. Kurz davor sind Sie von Implenia zu Schulthess gewechselt. Haben Sie die Übernahme eingefädelt?**

Als ich zu Schulthess kam, lautete der Auftrag, Teile des Unternehmens zu sanieren und innert zwei Jahren wieder rentabel zu machen. Ich bin aber nicht gekommen, um die Firma zu verkaufen.

**Sie haben auch keine private Prämie erhalten?**

Nein. Absolut nicht.

**Was waren die Probleme, als Sie zu Schulthess gekommen sind?**

Das Hauptproblem waren die zwei deutschen Beteiligungen: insbesondere die Kältetechnikfirma in Nürnberg. Da haben wir jeden Monat mehrere hunderttausend Euro verbrannt. Wir haben jene dann rasch in die Produktionsstätte für Wärmepumpen integriert und aus drei Standorten einen einheitlich operierenden Standort gemacht, Kosten reduziert und neue Produkte lanciert. Ich liess mich damals als Geschäftsführer beider deutschen Tochterunternehmen eintragen und arbeitete mehr in Deutschland als hier in Wolfhausen. So war die Firma nach einem Jahr wieder profitabel. Erst dann kam Nibe.

**Welche Erfahrungen haben Sie in Deutschland gemacht?**

Reorganisationen sind schwieriger als in der Schweiz. Es braucht sehr viele Gespräche mit Gewerkschaften und Betriebsräten. Man muss jeden Tag immer wieder mit ihnen sprechen und die wirtschaftliche Lage erklären. Dann muss man die Beschäftigten versammeln und ihnen erläutern, wie die Alternativen aussehen und dass es nicht *die* schnelle Lösung gibt. Das ist dann ein Weg der kleinen Schritte, der erst dann eine Dynamik entwickelt, wenn alle merken, dass das Unternehmen wieder auf Erfolgskurs ist.

**Sie waren früher einmal bei McKinsey. Haben Sie für die Umstrukturierung Berater herangezogen?**

Nein. Das war nicht nötig.

**Sind Sie für die «Abzocker»-Initiative von Thomas Minder?**

Da setze ich den Joker ein. ○

# Abgerechnet wird am Schluss

US-Medien geben sich grösste Mühe, den Kandidaten Mitt Romney für tot zu erklären. Doch das Rennen ums Weisse Haus ist noch längst nicht gelaufen. Drei Faktoren, die das Blatt wenden können. *Von Urs Gehrig*



*Hauptsache, sie gehen wählen:* republikanischer Präsidentschaftskandidat Romney.

Wer amerikanische Zeitungen öffnet oder nationales Fernsehen einschaltet, ist stets aufs Neue überrascht. Man hat den Eindruck, dass sich der Medientross auf einer Mission mit Namen «Vorwärts, Obama» befindet. Seit Wochen wird suggeriert, die Kandidatur Mitt Romneys sei ein Rohrkrepierer. Dass die Sympathien der meisten Journalisten auf Seiten der Demokraten liegen, ist nicht neu. So ungeschminkt haben sie ihre Schlagseite indessen noch kaum je in die Berichterstattung einfließen lassen.

«Die Presse hat sich zum Feind des amerikanischen Volkes gemacht», sagt Pat Caddell. Caddell ist kein republikanischer Falke, sondern langjähriger Meinungsforscher der Demokraten, Wahlhelfer von Jimmy Carter und Joe Biden.

In Bezug auf die Ermordung des US-Botschafters in Bengasi sagt Caddell: «Wir hatten neun Tage Lügen über das, was tatsächlich geschehen ist, denn die Regierung wagte nicht, zuzugeben, dass es ein terroristischer Angriff war, und die Presse hat sie dafür nicht in die Mangel genommen.» Wenn Carter, Reagan, Bush oder Clinton unmittelbar nach einem Terroranschlag wie Obama in den Flieger gesessen und nach Las Vegas zu einem Wahlspendenanlass geflogen wäre, «hätte die Presse ihn gekreuzigt; doch es blieb gespenstisch still».

Der Drang, Romney bereits für tot zu erklären, erinnert an das legendäre Zitat der Film-

kritikerin Pauline Kael, die nach der Wahl 1972 fassungslos meinte: «Wie konnte Nixon bloss gewinnen? Ich kenne niemanden, der ihn gewählt hat.» Das Elektorat ist derart polarisiert, dass urbane Demokraten und Meinungsmacher sich kaum vorstellen können, dass es eine signifikante Menge von Wählern gibt, die nicht für Obama stimmen werden. Drei Faktoren zeigen, dass Romneys Wahlchancen intakt sind:

**Hochmotivierte Wähler** — In fast allen Umfragen führt Obama bei den registrierten Wählern. Doch den Erfolg von 2008, als er die Jugendlichen zwischen 18 und 29 Jahren in Massen zu mobilisieren vermochte, wird er kein zweites Mal erzielen. Bei jenen, welche derzeit das höchste Interesse an den Wahlen bekunden – und auch an die Urnen gehen wollen –, führt Romney. Nach ihren Motiven gefragt, sagen zwar die meisten von ihnen, dass sie in erster Linie gegen Obama sind. Doch dies wird das Romney-Lager nicht weiter beunruhigen: Hauptsache, sie gehen wählen.

**Starke konservative Unterstützung** — Eine der grössten Ängste der Republikaner ist, dass sich die konservative Parteibasis nicht mobilisieren lässt. In der eigenen Partei wird Romney von vielen als farblos und weich wahrgenommen. Als Gouverneur von Massachusetts hiess er einst die Abtreibung gut und führte eine

Gesundheitsversicherung ein, die nicht weit von «Obamacare» entfernt ist. Doch derzeit gibt es kaum Zeichen, dass das Fussvolk sich nicht für Romney mobilisieren lässt. Vielleicht noch überraschender: Romneys mormonischer Glaube scheint das starke Segment der evangelikalen Wähler nicht abzuschrecken. Unter ihnen verbucht Romney fast genau den gleichen Grad an Unterstützung wie George W. Bush bei seiner Wiederwahl 2004.

**Die Unentschlossenen** — Der Grossteil des Elektorats ist in zwei Lager gespalten. Dazwischen jedoch gibt es eine kleine, aber signifikante Gruppe von Unentschlossenen, viele von ihnen sind parteiungebundene Wechselwähler. Ihnen gilt ein besonderes Augenmerk. Die Unentschlossenen zeigen sich unglücklicher über den Zustand des Landes als andere Wähler. Obwohl Obama in sieben der acht *battle-ground states* – wo die Konkurrenten eng beieinanderliegen und die Wahl letztlich entschieden wird – die Meinungsumfragen anführt, neigen die Unentschlossenen dort eher zu Romney.

Seine grösste Schwäche offenbarte Romney nicht mit seiner hinter verschlossenen Türen aufgezeichneten Aussage über die 47 Prozent des Volkes, um die er sich als Präsident nicht kümmern werde. Der Republikaner hat es bisher ganz allgemein nicht verstanden, seine Stärken auszuspielen und sich als glaubhafte Alternative zu Obama zu präsentieren.

Als die US-Botschaft in Kairo ein apologetisches Statement über das Anti-Islam-Video verbreitete, hat Romney dies völlig zu Recht als Schwäche der Obama-Regierung kritisiert. Statt die Nahostpolitik der Regierung fundiert zu zerlegen, liess er sich von den Tiraden der Medien einschüchtern. Das Romney-Camp mag sich sagen: «Nun, schliesslich dreht sich alles um die Wirtschaft; jedes andere Thema lenkt davon ab.» Romney scheint nicht zu verstehen, dass eine aussenpolitische Rede, die die Rede- und Gedankenfreiheit ins Zentrum stellt, ihm präsidiale Statur verleihen kann.

Genau dies muss Romney in der heissen Phase des Wahlkampfes versuchen. Drei Mal kreuzt er mit Obama in nationalen TV-Debatten direkt die Klängen. (Das erste Duell am Mittwoch fand kurz nach Redaktionsschluss statt.) Es braucht keine gigantische Verschiebung der nationalen Stimmung, um das Blatt zu wenden. Unabdingbar sind Killerinstinkt und Klarheit: harte Angriffe auf die schwachen Flanken des Präsidenten. Und verständliche Argumente, warum es unter seiner Führung Amerika besser gehen wird. ○



# Ronnies «Eiserner Schmetterling»

Nancy Reagans einziger politischer Ehrgeiz war, den Ideen ihres Mannes zu dienen. Ihr Eifer machte sie sehr mächtig. Von Beatrice Schlag

Ihr Blick ist unvergessen. Wann immer der Schauspieler und ehemalige Gouverneur von Kalifornien, der 1981 ins Weisse Haus einzog, zu sprechen begann, wandte die kleine, zarte Frau an seiner Seite ihr Gesicht zu ihm hoch und schien wie in Trance an seinen Lippen zu hängen. Unverwandt und andächtig sah sie ihn an, kaum gewillt zu blinzeln. Nancy und Ronald Reagan waren damals fast dreissig Jahre verheiratet.

★  
The Gaze» nannten die Zeitungen den hingerissenen Blick der neuen First Lady, von dem die *Washington Post* spottete, er wäre «allenfalls einem Augenzeugen der jungfräulichen Geburt angemessen». Die Schriftstellerin Joan Didion, die Nancy Reagan bereits als Gouverneursgattin in Kalifornien kennengelernt hatte, beschrieb sie als Ehefrau, «die in einem Tagtraum lebt, der sich wie ein Schleier über die Wirklichkeit legt». In diesem Traum sei Ronald Reagan «die Erfüllung aller Mädchenwünsche, der Kavalier hoch zu Ross». Sie selber sagte nach seiner Amtszeit, als er bereits an Alzheimer erkrankt war: «Ich war die glücklichste Frau auf Erden, als aus mir und ihm wir wurden. Von Anfang an war ich stolz auf ihn. Auf alles, was er tat. Ich musste das nicht erzwingen. Es war einfach da.»

★  
Die rückhaltlose Bewunderung machte Nancy Reagan zur einflussreichsten Beraterin ihres Mannes und damit während seiner Amtszeit zu einem gewichtigen Machtfaktor. In dem Bestreben, seiner Person und seinen politischen Ideen grösstmöglichen Raum zu geben, liess die First Lady jeden feuern, an dessen Loyalität dem Präsidenten gegenüber sie zweifelte. Richard Helms, ehemaliger CIA-Chef und Freund von Nancy Reagan, sagte über ihren Einfluss: «Jeder spricht darüber, wie prägend Eleanor Roosevelt war. Aber sie hatte ihre eigenen Ziele. Ich hatte nie den Eindruck, dass Mrs Roosevelt sehr streng mit ihrem Mann war, wenn es darum ging, wen er ernannte oder wie er seine Geschäfte führte. Nancy Reagan dagegen achtete auf absolut alles, was Ronnie betraf: wer ihn sabotierte, wer ihn unterstützte. Ich kann mir nicht vorstellen, dass je irgendeine First Lady näher bei ihrem Mann war.» Dass sie mit ihren zwei ehe-lichen Kindern und den beiden aus Reagans

erster Ehe jahrelang in Konflikt lebte, bezeichneten Freunde als Folge dieser Nähe: Niemand sei ihr auch nur halb so wichtig wie Ronnie.

★  
Es war die erste Ehe im Weissen Haus, in der die Liebe zelebriert wurde. Nicht nur für die Kameras. Ronald Reagan, sagt ein ehemaliger Nixon-Freund, habe auch im privaten Kreis die Hände nicht von Nancy lassen können. Als er noch Gouverneur war, schrieb er

Nancy Reagan hingegen brennend wünschte, war der gesellschaftliche Aufstieg. Die Tochter einer kaum bekannten Schauspielerin und eines Vaters, der die Familie kurz nach Nancys Geburt verliess, hatte erst so etwas wie Status vorzuweisen, als ihre Mutter den ultrakonservativen Chicagoer Chirurgen Loyal Davis heiratete. Er adoptierte Nancy, als sie vierzehn war, und gab ihr seinen Namen.



«Glücklichste Frau auf Erden»: Präsidentengattin Reagan.

ihr: «Dear Mrs Reagan, es stimmt, dass Mr Reagan manchmal seine Beherrschung verliert und eine Türe zuknallt. Aber das liegt daran, dass er weder weinen noch auf den Tisch hauen kann, er ist einfach nicht der Typ. Aber Mr Reagan ist Hals über Kopf in Mrs Reagan verliebt und kann sich eine Welt ohne sie nicht einmal vorstellen.»

★  
Als sie sich 1949 kennenlernten, wussten der damalige Chef der Schauspielergewerkschaft und die mässig erfolgreiche Schauspielerin Nancy Davis beide, dass sie in Hollywood nie die grosse Karriere machen würden. Er war politisch engagiert, aber ohne brennenden Ehrgeiz. Sie war mehr an Ehe als an beruflicher Karriere interessiert. Was sich

★  
Nancy Reagan war eine glänzende Netzwerkerin. Zwanzig Jahre lang hatte sie in Kalifornien die Beziehungen zu den millionenschweren Unternehmern und ihren Frauen gepflegt, die von Reagans konservativen Ideen begeistert waren. Sie finanzierten erst seinen Aufstieg zum Gouverneur, dann einen wesentlichen Teil seiner Präsidentschaftskampagne. Nancy, die eine republikanische Jackie Kennedy sein wollte, scheute sich im Weissen Haus nicht, immer wieder rauschende Empfänge zu geben. Aber zwanzig Jahre nach der Kennedy-Ära waren die USA in einer schweren Wirtschaftskrise. Die steife, teure Eleganz der neuen First Lady stiess bei den Wählern auf wenig Begeisterung. Die Presse nannte sie «Queen Nancy» und «Iron Butterfly». Ihr Antidrogenprogramm «Just Say No» löste unter Kritikern ungläubiges Gelächter aus. Und als bekannt wurde, dass sie seit dem Attentatsversuch von John Hinckley auf ihren Mann die Termine des Präsidenten von Astrologen absegnen liess, sank ihre Beliebtheit auf historische Tiefstwerte.

★  
1994, fünf Jahre nach dem Ende von Reagans Amtszeit, gab er bekannt, dass er an Alzheimer erkrankt sei. In den zehn Jahren bis zu seinem Tod wurde er von Nancy Reagan und einer Pflegerin betreut. Sie zog sich fast völlig aus der Öffentlichkeit zurück. 2002 sagte sie in einem Interview: «Die goldenen Jahre sollten die sein, wo man sich zurücklehnt und Erinnerungen austauscht. Das ist das Schlimmste an dieser Krankheit, man kann keine Erinnerung mehr teilen. Man ist allein damit.»

Serie: Jede Woche porträtiert die *Weltwoche* eine amerikanische Präsidentengattin. Nächste Ausgabe: Hillary Clinton



*Einsicht in die Fehler und Grenzen der Frauen kann man zurzeit nicht erwarten.*

# Sind Frauen die besseren Menschen?

Sie gelten als fürsorglich, sozial, empathisch, ganzheitlich denkend, kommunikativ, emotional intelligent, intuitiv, fleissig, genau, gut organisiert. Frauen sind unheimlich hoch im Kurs. Zu Unrecht.

Von *Christine Bauer-Jelinek*

Wenn mehr Frauen an der Macht gewesen wären, hätte die Wirtschaftskrise verhindert werden können. Es handle sich um eine «Testosteronkrise», die das «Ende des Machotums» und «die Stunde der Frauen» einleiten würde. «Maskuline Verantwortungslosigkeit und Zockerei haben den wirtschaftlichen Karren an die Wand gefahren», lesen wir im September 2009 in der österreichischen Tageszeitung *Die Presse*.

Verwundert verfolgen wir die frauenfreundlichen Kommentare in den Medien seit dem Ausbruch der Krise – und der Trend hält weiter an: Schlagworte wie «moderne Trümmerfrauen», «der Machtfaktor Frau» oder «das Jahrhundert der Frauen» werden flankiert von internationalen Studien. Das Beratungsunternehmen McKinsey fand heraus, dass Entscheidungsgremien, in denen zu mehr als einem Drittel Frauen tätig sind, deutlich bessere Finanzergebnisse erwirtschaften würden als jene, in denen nur Männer sitzen. Oder auch eine Studie der Boston Consulting Group, die aufzeigt, dass Frauen bald nicht nur verstärkt in den Vorstandsetagen präsent sein, sondern auch den grössten «Zukunftsmarkt» überhaupt darstellen würden. Die geballte weibliche Wirtschaftskraft beruhe auf steigender Bildung, höherem Einkommen und der Tatsache, dass Frauen bereits jetzt 70 Prozent aller Kaufentscheidungen treffen. Und die Welt würde dadurch auch besser werden, weil Frauen Geld langfristiger und nachhaltiger ausgeben als Männer.

## «Unvertilgbarer Hang zum Lügen»

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* resümiert im März des Folgejahres: «Sind Frauen an der Spitze, geht es dem Unternehmen besser.» Und der Zukunftsforscher Matthias Horx fordert sogar die «Feminisierung der Werte», denn Männer würden Entscheidungen vor allem hormonell bestimmt statt rational treffen. Frauen seien dagegen wesentlich zukunftsorientierter.

Spätestens jetzt sind wir bass erstaunt angesichts all dieser unverzichtbaren neuen Eigenschaften der Frauen. Bisher waren sie es doch, die als irrational und hormongesteuert galten, während die Männer als disziplinierte und vernunftorientierte Wesen zu Recht an den Schalthebeln der Macht werken durften. Nun soll es plötzlich genau umgekehrt sein? Jetzt würden Frauen über die wesentlichen Verhaltensweisen verfügen, ohne die die Wirtschaft offensichtlich ihre Krise nicht bewältigen und im harten Wettbewerb nicht bestehen kann? Frauen wie Männer fragen sich irritiert, was denn diesen rasanten

Gesinnungswandel bewirkt haben könnte, denn was von bedeutenden männlichen Philosophen über die Frauen geschrieben wurde, liest sich ja ganz anders: «Das Weibchen ist nämlich gleichsam ein verstümmeltes Männchen» (Aristoteles). Oder: «Demgemäss wird man als den Grundfehler des weiblichen Charakters Ungerechtigkeit finden. Er entsteht zunächst aus dem dargelegten Mangel an Vernünftigkeit und Überlegung, wird zudem aber noch dadurch unterstützt, dass sie, als die Schwächeren, von der Natur nicht auf die Kraft, sondern auf die List angewiesen sind: daher ihre instinktartige Verschlagenheit und ihr unvertilgbarer Hang zum Lügen» (Arthur Schopenhauer). Oder: «Das Symbol der Frauen im Allgemeinen ist das der Apokalypse, über der geschrieben steht: Mysterium» (Denis Diderot). Die Maximen, die im Laufe der Geschichte Geltung hatten, lauteten: Die Frau müsse von Wirtschaft und Politik ferngehalten sowie vom Mann, von der Gesellschaft und der Religion kontrolliert werden, denn sie sei ein gefährliches Wesen. Angefangen von den Muttergottheiten, die alles gebären, aber auch alles vernichten konnten, über Eva, die den schwachen Charakter Adams offenkundig werden liess, bis hin zu Hexen und Huren zieht sich die Angst vor dem Abgründigen, Sexuellen, Irrationalen der Frau durch Wissenschaft und Literatur – aber auch durch die Gesetzgebung.

Auch heute noch – allerdings nur noch unter vier Augen oder nach ein paar Gläsern Wein – kommen negative Zuschreibungen ans Tageslicht: Wie zickig, hysterisch, stutenbissig, manipulativ, vereinnahmend, besserwisserisch, undurchschaubar doch die «Weiber» wären. Fragt man jedoch öffentlich nach weiblichen Eigenschaften, so wird es kaum noch jemand wagen, in die Schmutzkiste zu greifen. Man bekommt vielmehr die ganze Bandbreite der tugendhaften Frau präsentiert: fürsorglich, sozial, empathisch, ganzheitlich denkend, kommunikativ, emotional intelligent, intuitiv, fleissig, genau, ernsthaft, multitaskingfähig, gut organisiert, verantwortungsvoll, belastbar, umsichtig, bescheiden, zurückhaltend – die Frau mit dem Glorienschein der guten Mutter: Loblieder auf ihre Güte, Sanftheit, Schönheit – und fallweise auch Begeisterung über die erotischen Freuden, die sie zu bieten hat.

Die Bewunderung der «weiblichen Tugenden» erlebte mit der Romantik und der Aufklärung eine Hochblüte und führt seither in unseren Köpfen ein Eigenleben: Die Frau wäre nicht an ihrem eigenen Wohl interessiert, sondern

diene zuerst ihren Kindern, ihrem Mann, der Gesellschaft, dem Regenwald und dem ganzen Universum. Sie wäre ein Vorbild an Menschlichkeit – oder, um mit Goethe zu sprechen: «Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan» («Faust 2»).

Die Frau wurde lange Zeit aufgrund ihrer Fähigkeit, Kinder zu gebären, geehrt und bevorzugt, weil sie dem Leben näher stünde und daher von «Natur» aus moralischer und menschlicher handle als der Mann. Sie wurde als das «bessere Wesen» verstanden; ihr Leben war grundsätzlich mehr wert als jenes der Männer – daher hiess es bei Gefahren auch immer, «Frauen und Kinder» zuerst.

## Rolle des Dümmlings

Dämonisierung und Idealisierung wechseln einander im Laufe der Geschichte ab. Die Wellenbewegung der jüngeren Vergangenheit reicht von der Femme fatale und vom Vamp der wilden 1920er Jahre über den Mutterkult des Dritten Reichs mit seinen Ausläufern im Ideal der Hausfrau der 1950er Jahre weiter zur 1968er Rebellion mit ihrer Ablehnung jeglichen «Weiblichkeitswahns» bis zur heutigen Renaissance der positiven weiblichen Werte in Wirtschaft und Politik.

Während die positiven Eigenschaften der Frauen zurzeit hoch im Kurs stehen, ist von den männlichen Tugenden nicht viel übriggeblieben. Die Welle der Verachtung beginnt mit der Aufklärung und erreicht heute einen vielleicht noch nie dagewesenen Höhepunkt; die einstmaligen positiven Eigenschaften der Männer wurden der Lächerlichkeit preisgegeben: Ein Gentleman sei verpöcht, ein Alleinverdiener behindere die Frau in ihrer Selbstentfaltung, Mut diene der Selbstdarstellung, Aufopferung in der Arbeit wäre Dummheit und eine kürzere Lebenserwartung der Männer die logische Folge von Ignoranz und mangelnder Selbstfürsorge.

In der Werbung, einem brauchbaren Indikator für gesellschaftliche Trends, spielen Männer inzwischen die Rolle des Dümmlings. Waren es bis in die 1980er Jahre die einfältigen Fräuleins, die von wissenden Herren über den richtigen Umgang mit Autos oder technischen Geräten belehrt wurden, so zeigen heute die Frauen, wo es langgeht: Ungeschickte Männer werden mit einem Haushaltstuch einfach «wisch und weg»-geputzt oder von ihren neurotischen Zwängen mit einem probiotischen Milchprodukt geheilt – «Herbert, trink das!»

Auch im direkten Kontakt der Geschlechter hat die Missachtung nur die Seiten gewech-

selt. Frauen reissen heute ungestraft männerfeindliche Witze, machen abfällige Bemerkungen über deren Sexualität, ihren Charakter oder ihr Aussehen. Zugleich wird aber jede anzügliche Bemerkung von Männern über Frauen auf die Goldwaage gelegt und rigoros verfolgt. Da genügt oft schon ein strafender Blick, um einen harmlosen Scherz als frauenfeindlich zu entlarven und das Gelächter darüber im Hals zu ersticken. Viele Frauen verdrehen die Augen, wenn sie das Wort «Männer» nur aussprechen. Political Correctness heisst die neue Tugend im Sinne des Respekts vor der gesellschaftlichen Vielfalt (*diversity*).

Dieser Schutz gilt nicht nur für Frauen, sondern auch für Menschen mit Behinderungen, andere Ethnien oder die Generationen. Ausgenommen davon sind offensichtlich nur die Männer. Sie sind als Prügelknaben dazu da, negative Emotionen auf sich zu ziehen. Sie dürfen öffentlich der minderen Moral bezichtigt werden, man darf ihnen pauschal unlautere Absichten oder Gewalttätigkeit unterstellen.

### Mit Männern arbeitet es sich besser

Und Männer wehren sich kaum. Männer, die lächerlich gemacht werden, widersprechen selten und stecken die Kränkung aus alter ritterlicher Gewohnheit weg: «Ein Indianer kennt keinen Schmerz.» Man kämpft nicht gegen Frauen und jammert nicht über Verletzungen. Oder sie nehmen die jahrzehntealten Vorwürfe gegen eine männerdominierte Gesellschaft persönlich, finden die Schuldzuschreibung gerechtfertigt und meinen, Strafe verdient zu haben. Was immer Männer also zurzeit versuchen, um ihre Würde wiederzuerlangen, ist nicht von Erfolg gekrönt – sie sind entweder schuld oder lächerlich. Frauen hingegen bauen ihren Status als «das bessere Geschlecht» weiter aus: Das Überleben der Menschheit, der Umwelt, der Wirtschaft müsse in ihre Hand gelegt werden, denn Männer hätten ihre Chance gehabt und sie verspielt. Und weil in der Gesellschaft Konkurrenz, Ungleichheit und Ausbeutung von Mensch und Natur immer noch die bestimmenden männlichen Werte wären, müssten Frauen ihre Schlagzahl jetzt erhöhen: «Mehr Frauen in Machtpositionen», lautet der weibliche Schlachtruf, denn sie würden eine bessere Welt erschaffen können.

Kann der Mythos von der Frau als besseres Wesen aber einen Stresstest bestehen? Wohl kaum. Frauen sind als Führungspersonen keineswegs so kompetent und beliebt, wie gerne behauptet wird. Im vertrauten Umfeld kann man von beiden Geschlechtern hören, dass sie lieber mit Männern arbeiten – sowohl als Mitarbeiter als auch als Vorgesetzte; nicht wegen der alten Vorurteile, sondern aus praktischer Erfahrung: Männer seien «pflegeleichter», weniger empfindlich und nachtragend, sie würden sich besser integrieren, Vorgaben und Ziele rascher akzeptieren. Frauen würden nicht bes-

ser führen oder verkaufen, sie seien nicht teamfähiger, ja nicht einmal kommunikativer als Männer – im Gegenteil: Sehr oft würden sie aufgrund ihres mangelnden Verständnisses der Spielregeln und ihrer moralischen Selbstüberschätzung sogar Schaden anrichten.

Langsam bröckelt der Verputz von der weiblichen Ikone des Friedens. Nicht nur die Lebenspraxis in Beruf und Familie zeigt ein anderes Bild, auch extreme Schocks haben einen Nachdenkprozess angestoßen: So waren beispielsweise während des letzten Golfkrieges an den Gräueltaten im Foltergefängnis von Abu Ghraib auf US-amerikanischer Seite auch weibliche Soldaten beteiligt. Das Bildmaterial, das die Soldatin Lynndie England bei sexueller Gewaltanwendung gegen wehrlose Gefangene zeigt, löste weltweites Entsetzen aus. Und auch die fehlende Schuldeinsicht der Soldatin beim Prozess irritierte die Öffentlichkeit sehr: Es kann nicht sein, dass Frauen zu so etwas fähig sind! Fieberhaft wurde nach Erklärungen gesucht, um diesen Tabubruch abzuschwächen. Feministisch dominierte Pressestimmen meinten: Die Frauen wurden von Männern ausgebildet und kommandiert.

Doch auch die Führung des Gefängnisses war zu diesem Zeitpunkt weiblich: Janis Karpinski. Vergleicht man bei Internetrecherchen die damaligen Pressemeldungen mit aktuellen Berichten über Abu Ghraib, so wird die Be-

### Frauen sind als Führungspersonen keineswegs so kompetent und beliebt, wie gerne behauptet wird.

wältigungsstrategie für diese Irritation deutlich: Die Tatsache der Frauenbeteiligung an dem Skandal ist nicht mehr erwähnenswert, bloss Bildunterschriften weisen noch auf Frau England hin. Und es besteht kein Frauennetzwerk auf der weiblichen Schreibweise der Beteiligten – das «Binnen-I» für TäterInnen wird nicht eingefordert. Da wird nicht analysiert, wie viele Frauen in diesem Gefängnis stationiert waren und wie viele davon als weibliche Offiziere Mitverantwortung trugen.

Da nur noch von Personen und Soldaten die Rede ist, bekommt man den Eindruck, es wären wie immer nur Männer gewesen, die diese Verbrechen begangen hätten. Dass es möglicherweise die gesellschaftlichen Umstände sind, die auch aus Frauen entweder fürsorgliche Familienmenschen oder schreckliche Monster machen, wird nicht einmal in Erwägung gezogen. Doch auch dieses einschneidende Ereignis hat das Image von der moralischen Überlegenheit des weiblichen Geschlechts nicht nachhaltig beschädigt. Frauen halten sich inzwischen selbst für besser geeignet, die gesellschaftlichen Probleme zu meistern, und viele Männer sind ebenfalls davon überzeugt. Einsicht in die Fehler und Grenzen

der Frauen kann man zurzeit nicht erwarten, denn die öffentliche Meinung sowie die politisch beauftragten Frauenreferate und -organisationen stehen auf ihrer Seite und sprechen ihnen in jeder Lage Mut zu: Frauen, macht weiter so, denn ihr seid moralischer, friedlicher und sozialer als Männer. Das hilft ihnen einerseits, sich mehr zuzutrauen, führt jedoch andererseits dazu, dass sie eine immer grössere Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit erleben und ertragen müssen: in ihrem Job, ihrer Karriere wie auch in ihren Beziehungen.

### Zu viel Gleichberechtigung

Gültige Position der westlichen Welt ist heute: Frauen könnten die Bedingungen der Arbeitswelt und der Gesellschaft ändern, wenn nur genügend von ihnen an die Macht kämen. Doch das Ziel, mehr Frauen in Toppositionen in Politik und Wirtschaft zu bringen, hat sich verselbständigt: Die Forderung nach der Quote wird verstärkt, die Enttäuschung über die Ohnmacht, die sie dort erleben, verschwiegen. Obwohl inzwischen allgemein bekannt ist, dass weibliche Entscheidungsträger nicht einfach aufgrund ihres Geschlechts anders handeln können wie Männer, wird den Frauen weiterhin diese Illusion vermittelt. Viele erkennen erst spät, dass sie in denselben Funktionen dieselben Ziele erreichen müssen – und auch denselben Preis bezahlen wie die Männer. Man darf sich nicht wundern, dass diejenigen, die es geschafft haben und weiterhin erfolgreich sein wollen, ebenso Kriege führen und Profite erwirtschaften wie die Männer. Denn nicht das Geschlecht bestimmt über das Verhalten der Individuen, sondern die Ziele und Werte einer Gesellschaft verlangen nach Umsetzung durch ihre Eliten.

Das möchte allerdings derzeit kaum jemand hören, denn damit würde man ja zugeben, dass Frauen sich wie Männer verhalten müssen, wenn sie in Machtpositionen kommen wollen. Dann hätten sie ja all die Dinge, die sie jetzt so heftig kritisieren, auch mitzuverantworten. Frauen könnten sich nicht mehr als das «bessere Geschlecht» positionieren, mit moralischer Oberhoheit punkten und ihre «weiblichen» Verhaltensweisen nutzen. Wenn sich die Grundsätze des Wirtschaftens nicht für alle ändern, müssten sie sich im Wettbewerb beweisen, sich die Hände schmutzig machen und ihre Privilegien aufgeben, während Männer die Chance auf mehr Gesundheit, Sozialleben und Selbstreflexion bekommen könnten – doch so viel Gleichberechtigung wollen die Frauen offenbar nun auch wieder nicht.



#### «Der falsche Feind»

Der vorliegende Text ist ein Auszug aus dem neusten Buch der österreichischen Wirtschaftsberaterin und Psychotherapeutin **Christine Bauer-Jelinek**. «Der falsche Feind – Schuld sind nicht die Männer» erscheint im Ecowin-Verlag, 176 S., Fr. 26.90

# Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick

Mehr Recherche

Mehr Vielfalt

Beziehungen: Die weibliche Last an der Unterwerfung



**DIE WELTWOCHEN**

**Filz in Bundesbern: Fragwürdige Aufräumer**  
Bundespräsident Widmer-Schlumpf und ihr Generalsekretär Gasser sind selber in einen Beschäftigtensklauverwickelt. Von Philip Gier

**Zensur in der Schweiz**  
Wie die Meinungsfreiheit eingeschränkt wird. Von Kar Bandic

**¡biza, mi amor!**  
Eine Liebeserklärung an die «weisse Insel». Von Mark von Hünning

Twitter: Wie viele Spinner verkraftet die SVP?



**DIE WELTWOCHEN**

**Die schönste Art, Ferien zu verbringen**  
Eine Homage auf das Zöli. Von Kar Bandic

**Berner Beschaffungsfilz**  
Und noch eine Affäre im Finanzdepartement. Von Philip Gier

**Seitensprung: Wie weiter?**  
So retten Sie Ihre Beziehung nach dem Feindheiraten. Von Julia Ochsner

Die Kunst der späten Hochblüte: Wie Federer an die Spitze zurückfindet



**DIE WELTWOCHEN**

**Das sorgenreiche Leben des Tom Cruise**  
Schwere Jugend, kaputte Ehen, Schenologie: Warum man den Hollywood-Star trotzdem nicht vermissen sollte. Von Lars Jönas

**Kranker Riese China**  
Feking ringt mit gewaltigen Herausforderungen. Von Jonathan Feil

**Die Süswasser-Kapitäne**  
Das marktwichtige Geschäftsgeschehen der Zürcher Schiffahrtsgesellschaft. Von Lucian Scherer

Schmer wohnen mit Alexander Tschopp (SF)



**DIE WELTWOCHEN**

**Paradies in Not**  
Der Zustand der Weltmeere verschlimmert sich mit jedem Tag. Von Janer Hanuš/Patraz

**«Good news» für Banken**  
Vier Gründe, warum der Schweizer Finanzplatz wieder hochkommt. Von Felix Hämmerli

**Schweizer wollen sparen**  
Einkaufsleitfaden: Wie es funktioniert. Eine Methode, die Schweizer Schuldenbremse bei den Sozialversicherungen. Von Florian Schaub

Sonderausgabe zum 1. August: Alles, was die Schweiz bewegt



**DIE WELTWOCHEN**

**Zur Lage der Nation**  
Hans Erni, Thomas Jordan, Michelle Hünzler, Adolf Muschg, Gülsah Adili, Thomas Hoffmann, Urs Paul Engler, René Roper u. a. m.

Börkerrat: Das VBS beschäftigt 68 Kommunikationsfachleute



**DIE WELTWOCHEN**

**Die Schweiz im Rotlicht**  
Das Geschäft mit der Erotik floriert dank der Personenfreizügigkeit. Die Branche erfindet sich neu. Von Alex Kar

**Visionen ohne Gott**  
Der antireligiöse Plan zur Erneuerung der Nationalfeierlichkeiten. Von Urs Paul Engler

**Elite der Frauen**  
Das Erfolgsgeheimnis der Top-Managerinnen. Von Renner Schlegel

Kunstfehler: Chefärztin für Gynäkologie am Spital WII verurteilt



**DIE WELTWOCHEN**

**Protokoll der Unterwerfung**  
Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf macht der EU neue Zugeständnisse. Der vertrauliche Brief nach Brüssel im Wortlaut. Von Urs Paul Engler

**Mitt Romney**  
Wie bei der rätselhaften US-Präsidentenwahl. Von Matthias Tschopp

**«Wir gehen in eine Welt ohne Geheimnisse»**  
Swisscom-Chef Carsten Scholer über soziale Transparenz im Internet, Games, Kindererziehung und Steve Jobs. Von Roger Köppel und Florian Schaub

Literatur: Der neue Roman von Martin Suter



**DIE WELTWOCHEN**

**EWR: Aus Nein wird Ja**  
Brief nach Brüssel: Der Bundesrat will rückwirkend Entschieden des Europäischen Gerichtshofs übernehmen. Von Urs Paul Engler

**Deutschland über alles**  
Die Schweizer Diplomat:innen verweigern, aber ein Schichten des Sozialklimas wäre kein Weltuntergang. Von Florian Schaub und Roger Köppel

**«Breivik kann nichts für seine Taten»**  
Hinterforscher Gerhard Roth über den Massenmörder. Von Alex Beckhaus

Namen: Christian Wanner, Paul Ryan, Adolf Muschg, Ursus 9 Nadeschkin



**DIE WELTWOCHEN**

**Ersatzteillager Mensch**  
Bei der neuen Transplantationsgesetz Pflicht oder Segen? Von Alex Beckhaus

**Retter der «Missen»**  
Die aussergewöhnliche Karriere des millionenschweren Immobilien-Unternehmers Guido Pfister aus Cham. Von Alex Kar

**Wie Bern in Mali die Scharia förderte**  
Fragwürdige Friedensprojekte des Auswärtigen Departements. Von Kurt Feller

Schriftsteller: Paulo Coelho über Tod und Wiedergeburt



**DIE WELTWOCHEN**

**Die besten Gemeinden in der Schweiz**  
Hünenberg auf Platz eins – die grosse Rangliste. Von Camille Schärer

**Der Fall BVK**  
Kriminelle Energie und mangelnde politische Kontrolle: Wie es zum Debakel bei der Zürcher Beamtenpensionskasse kommen konnte. Von Alex Kar

**Müllers Fliegerabwehr**  
Der FDP-Präsident schießt auf Armeechefminister Maurer. Von Urs Paul Engler

Expedition: Gian Matias Cavetti auf der Suche nach Stephen King



**DIE WELTWOCHEN**

**Schweiz der unbegrenzten Möglichkeiten**  
Die Yellwäcker-Karriere des Tamilen Kasinathan Kethys aus Oberbühl. Von Andrea Künz und Roger Köppel

**Ramos will Millionen**  
Der ehemalige Spitz der Bundesanwaltschaft belästigt die Schweizer Staatsverfolgungsbehörden und stellt neue Forderungen. Von Philip Gier

**Scheiden bringt nichts**  
Warum das Leben nach der Trennung nicht besser wird. Von Franziska K. Müller

Gespräch: Kritikexperte Hellmuth Karasz über alles



**DIE WELTWOCHEN**

**«Aus politischen Gründen»**  
Die Entlassung von Carsten Miggel war von langer Hand geplant. Sein Vorgesetzter drängt ihn systematisch ins Abseits. Von Alex Beckhaus

**Gesucht: Herz**  
Wegen Mangel an Organen sterben in der Schweiz Jahr für Jahr hundert Menschen, die geerntet werden können. Von Alex Kar

Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.  
Telefon: 043 444 57 01, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch,  
oder unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).

# Wie im Affenkäfig

Im Zürcher Nachtleben herrscht jedes Wochenende Hochbetrieb. Oft kommt es auch zu Schlägereien und Messerstechereien. Wie erleben Polizei und Sanität den Wahnsinn? Eine Nacht lang unterwegs auf der grössten Partymeile des Landes. *Von Christoph Landolt, Lucien Scherrer, Andreas Kunz und Daniel Tischler (Bilder)*

Überall Scherben, leere Aludosen und Abfall, der an den Sohlen klebt. Die Nacht hat ihre Spuren hinterlassen, auch bei den vier jungen Männern, die aus dem Klub «Supermarket» trotten und jetzt nochmals etwas erleben wollen, bevor es hell wird an diesem Sonntagmorgen in Zürich. Es ist 5.30 Uhr, ein

machen und nicht selten auch Drogen zu konsumieren. Über 150 Events waren im Ausgehmagazin *Züritipp* allein für dieses Wochenende angesagt, dazu kommen geschätzte 600 Bars und Restaurants, die teils bis morgens um vier und darüber hinaus geöffnet haben. Längst ist Zürich zur landesweiten Festmeile geworden.

ter. Zum Beispiel an die Langstrasse im Kreis 4, dem ehemaligen «Problembezirk» der Stadt.

Zahlreiche Szenebars wie das «Longstreet» oder die «Bar 3000» haben hier in den letzten Jahren viele der ehemaligen Rotlichtschuppen verdrängt. Anstelle der Prostituierten



«Wo gömmer?»: In Zürich gibt es rund 600 Bars, hier der «2. Akt».



«Ihr Polizisten seid geil! Siehe»: Verhaftung an der Geroldstrasse.

achtzehnjähriger Teenie mit Baseballcap, weiten Jeans und weissen Turnschuhen wirft eine Bierflasche auf die Strasse – «Bumm! Krass gsi!» Die Kollegen feuern ihn an. Er wirft eine zweite Flasche hinterher, sie zerbricht in hundert Scherben. Dann sagt er zu seinen drei Kollegen: «Und? Gömmer jetzt hei?»

Es ist das Ende einer ganz normalen Partynacht auf Zürichs Strassen. Bis zu 100 000 Menschen strömen laut Stadtpolizei jedes Wochenende in die grösste Stadt der Schweiz, um zu feiern, zu trinken, zu tanzen, Lärm zu

Es herrscht Hochbetrieb: auf den Strassen und in den Bars und Klubs, aber auch bei den Beamten der Stadtpolizei und den Sanitätern der Spitäler.

## Ballermann im Rotlichtviertel

Der Spass beginnt am Hauptbahnhof. Samstag, 22 Uhr, Hunderte junger Männer und Frauen steigen aus den S-Bahnen und den Schnellzügen. Die ganze Bahnhofshalle ist bevölkert. Im Shop-Ville kaufen sie Wodkaflaschen, Bierbüchsen und ziehen dann wei-

und Freier, die in die Nebengassen verdrängt wurden, ist jetzt Ballermann angesagt. Es war von der Stadtregierung als «Aufwertung» gedacht, doch tatsächlich ist das Niveau eher gesunken: Es wird getrunken und geöhlt, Flaschen klirren, in den Hinterhöfen verkaufen Schwarzafrikaner Kokain, daneben wird uriniert. Der Männeranteil beträgt geschätzt achtzig Prozent. Unruhig tänzeln sie vor den Bars und Klubs herum, lassen ihre Blicke kreisen, trinken aus Bierdosen aus dem 24h-Shop und fragen: «Wo gömmer?»

Ein VW-Transporter der Polizei patrouilliert vorbei. Einige Jugendliche ducken sich weg, andere winken provokativ mit ihren Bierbüchsen. Die Polizisten fahren weiter nach Zürich West, rund einen Kilometer von der Langstrasse entfernt. Auch hier wollte die Stadt ein ehemaliges Industriequartier «aufwerten», seit zehn Jahren schiessen Klubs und Bars aus dem Boden, einige schlossen bereits, neue gingen wieder auf. «Supermarket», «Hive», «Exil» oder «Cabaret» heissen die Locations, die mit Deep House, Balkan Beats, Reggaeton oder Dancehall locken. Beim Prime Tower, dem höchsten Gebäude und neuen Wahrzeichen der Stadt, stehen die Partygänger vor dem Bankomat Schlange. Der Polizei-

Er findet eine Flasche. «Verstecken Sie den Alkohol immer dort hinten?»

Der vielleicht dreissigjährige Mann mit den kurzen blonden Haaren grinst unsicher, murmelt eine Ausrede. Er lässt die Leibesvisitation ruhig über sich ergehen, lächelt auch, als eine Frau, die ihn offenkundig kennt, laut protestiert. «Hört auf, er hat doch nichts gemacht!» Die Polizisten lassen sich nicht ablenken. Immer wieder schauen sie um sich – oft kommen in solchen Momenten mehrere Flaschen geflogen.

#### Achtzig Tabletten Ecstasy

Es war nicht Alkohol, den der Verhaftete verstecken wollte; die Polizisten finden bei ihm achtzig Tabletten der Droge Ecstasy. Während

Es habe Zeiten gegeben, da hätten zwei Patrouillen gereicht, die für einen Einsatz in einem Klub abkommandiert worden seien, sagt Marco Bisa, Sprecher der Stadtpolizei. Heutzutage müssten bei einer Schlägerei mehr Patrouillen eingesetzt werden. «Ziel ist, dass in einem Notfall innert weniger Minuten mehrere Streifenwagen präsent sind», sagt Bisa. Eine spezialisierte Einheit sei jedes Wochenende «gezielt im Rotlichtmilieu und in der Partyszene aktiv». Wichtig seien für die Polizei gute Kontakte, zum Beispiel zu den Türstehern der Klubs oder zu den privaten Sicherheitsdiensten, die von den Hauseigentümern engagiert worden sind, um ihre Gebäude vor Vandalen zu schützen.



«Es ist wichtig, dass wir Präsenz markieren.»



«Vielleicht spielt auch der Mond eine Rolle»: Vor der «Pfungstweide».

transporter biegt in die Geroldstrasse ein. Es ist Mitternacht, die drei Polizisten spähen ins Halbdunkel.

Gruppenführer Benedikt K.\* hat etwas gesehen, einen Schatten, der eben hinter einen Müllcontainer gehuscht ist. Der Motor heult auf, die Türen knallen, die drei Polizisten rennen auf einen jungen Mann zu, der etwas auffällig versucht, unauffällig auszusehen. «Stadtpolizei Züri, grüezi!» Ein Polizist zückt seinen Ausweis, ein anderer sichert die Lage, der dritte schaut hinter den Container.

die Beamten die Personalien des mutmasslichen Dealers aufnehmen, kommt ein junger Mann dazu: «Darf ich euch mal was sagen? Ihr Polizisten, ihr seid *geili Sieche*.» Die Beamten packen den Dealer ins Auto.

Gruppenführer Benedikt K. und seine Männer sind nun für ein paar Stunden ausser Gefecht gesetzt. Der Dealer, den sie festgenommen haben, muss auf die Hauptwache gebracht werden, es folgt die Befragung und der Formulkrieg. Draussen, auf der Strasse, geht das Treiben weiter.

Unter der Hardbrücke stehen Dutzende Menschen herum. Sie machen eine Rauchpause oder wollen sich die bis zu dreissig Franken Eintritt in einen Klub nicht leisten und trinken lieber den selbstmitgebrachten Alkohol. «Wo gömmer?», fragt ein junger Asiate, der mit seinen Kollegen aus dem «Supermarket» gekommen ist. Seine Pupillen sind riesig, der Hintern zusammengeklemmt, irgendwie steht er nicht richtig auf dem Boden. Seine Schweizer Kollegen üben sich in Balkandeutsch, boxen sich zum Spass in die Ober-

arme, plustern sich auf wie im Affenkäfig. Überall wuseln sie rum und reden, rauchen Joints oder Zigaretten. Die wenigen Frauen streichen sich gegenseitig die Haare aus dem Gesicht und kichern.

Man gibt sich auffällig cool, doch tatsächlich ist die Situation angespannt, Aggressivität liegt in der Luft. «Häsch ä Zigi?» – «Nöd für dich.» – «Ich gib dir zwei Stutz!» – «Trotzdem nöd.» – «Ey Monn, wettsch Ärger?» – «Wettsch du Ärger?» Plötzlich stehen die beiden Männer Kinn an Kinn, sie berühren sich, bis ein Taxifahrer kommt und sie trennt. «Easy Monn, easy», sagen sie zum Taxichauffeur.

Der Taxifahrer geht zurück zu seinen Kollegen, er scheint nicht besonders aufgeregt zu sein wegen des Vorfalls. «Das passiert hier oft», sagt er und zündet sich eine Zigarette an. Ende Monat, wenn Zahntag gewesen sei, habe es die meisten Leute auf der Strasse, und es werde der meiste Alkohol getrunken. Dann komme es «halt ständig» zu gegenseitigen Drohungen, Pöbeleien und Schlägereien. «Vielleicht spielt auch der Mond eine Rolle», sagt der Taxifahrer und lacht.

Vor einer Woche ist es gleich nebenan, beim Bahnhof Hardbrücke, zu einer Messerattacke gekommen. Ein Mann hatte einer jungen Frau das Handy geklaut, ihre Begleiter verfolgten den Täter, der zu seinen Komplizen

rannte. Die zwei Gruppen standen sich gegenüber. «Im Verlauf der gewalttätigen Auseinandersetzung verletzte ein Mann aus der Tätergruppe einen Kontrahenten mit einer unbekanntem Stichwaffe», hiess es in der Mitteilung der Polizei. Ein 22-jähriger Schweizer musste mit Stichverletzungen am Hals ins Spital gebracht werden. Die Täter, «südländisches Aussehen, dunkle kurze Haare», sind flüchtig.

Seit in den Klubs das Rauchen verboten ist, hätten die Nachtruhestörungen zugenom-

## Man gibt sich auffällig cool, doch tatsächlich ist die Situation angespannt.

men, sagt der diensthabende Wachtchef Patrick S.\* Doch nicht nur Lärm und Abfall würden auf die Strasse getragen, sondern es komme auch vermehrt zu Auseinandersetzungen. «Die Aggressivität nimmt zu», sagt Polizist S. Und zwar bei allen, unabhängig vom kulturellen Hintergrund. Nicht selten seien Schweizer die schwierigeren «Kunden» als Ausländer, die der Polizei respektvoller gegenüberträten.

Ist es mit jeder neuen Generation das Gleiche? Wollen junge Männer immer wieder ihre Grenzen kennenlernen, den ersten Lohn

gemeinsam verprassen, den Mädchen imponieren, in der anonymen Grossstadt die Sau rauslassen? Oder wird alles immer schlimmer? «Nein», sagt Abraham Licht, Oberarzt in der Notfallstation des Universitätsspitals Zürich, «es gibt keine dramatische Zunahme von Gewalt- und Drogenopfern, wie man das aufgrund von Medienberichten denken könnte.» Aber: Bei Schlägereien werde brutaler zugeschlagen als früher, Messer und Schusswaffen seien deutlich häufiger im Spiel. Und: Die Patienten würden immer jünger. «Sie betrinken sich, nehmen Drogen oder beides. Viele werden bewusstlos eingeliefert, wachen nach ein paar Stunden auf und behaupten, jemand habe ihnen K.o.-Tropfen oder Ähnliches ins Getränk gemixt.» Diese Klientel verabschiede sich in der Regel schnell aus der Notfallstation – in der Hoffnung, dass Papa und Mama nichts von den Eskapaden erfahren.

Es ist ein Uhr morgens, der einzige Patient von Doktor Licht ist ein mit Drogen vollgepumpter Mann, der in der Stadt auf einer Parkbank zusammengebrochen ist. Jetzt dämmert er auf einem Bett vor sich hin. In Zahlen sieht ein «normales» Wochenende am Universitätsspital so aus: Ein Team von acht bis neun Ärzten kümmert sich um durchschnittlich vierzig Patienten in 24 Stunden, wobei etwa die Hälfte der Patienten zu Hause gestürzt oder sonst

# ORGANISATOR

## Das Magazin für KMU

Aktuelle betriebswirtschaftliche Themen aus dem Bereich Klein- und Mittelunternehmen für Entscheidungsträger.

Jetzt Probeabo für  
**CHF 25.–** bestellen  
(drei Ausgaben)

galledia verlag ag  
Hafnerwisenstr. 1  
9442 Berneck  
T 058 344 92 95  
abo@galledia.ch





verletzt worden ist. Die andere Hälfte besteht aus verunfallten Velofahrern und Betrunknen, Drogenkonsumenten und Opfern von Schlägereien.

### Halb sechs Uhr morgens, es regnet

Schnell kann eine ruhige Nacht hektisch werden. «Es gibt immer Überraschungen», sagt ein junger Arzt, der an diesem Freitag Dienst hat. Zum Beispiel, als gleich vier Türsteher eingeliefert wurden, die von Partygästen verprügelt worden waren. Oder eine Gruppe Jugendlicher, die es mit der Droge GHB übertrieben hatte. Zuweilen wird es in der Notfallstation ungemütlich – etwa, wenn Gruppen von Betrunknen aufkreuzen, die sich geprügelt haben, die verletzten Kollegen ins Spital bringen und ihre Streitereien vor dem Eingang weiterführen. «In solchen Momenten», sagt eine der Empfangsdamen, «sind wir froh, dass ein Securitas-Mann hier ist.» Im schlimmsten Fall rufe sie die Polizei und schliesse sich in ihrem Glaskasten ein. «Es gibt Nächte, die sind der Albtraum», sagt die Frau, «da wissen wir nicht mehr, wohin mit den Leuten.» Die Ambulanz komme im Minutentakt, die zwanzig Bettplätze seien nach kurzer Zeit belegt, in den Gängen stauten sich die Betten, Betrunkene übergaben sich auf den Fussboden.

An der Geroldstrasse ist die Party weitergegangen, es ist Viertel vor fünf Uhr morgens,

der Türsteher des «Supermarket» sagt zu einem jungen Mann mit Baseballcap und weiten Hosen: «In zehn Minuten darfst du vielleicht nochmals rein – wenn du dich beruhigst!». Der Jugendliche sagt: «Voll easy, Monn.» Seine Kollegen stehen ebenfalls draussen rum, er geht zu ihnen und sagt: «Wo gömmer?» Die vier Teenager laufen Richtung Hardbrücke, einer simuliert einen Karatetritt, sie boxen sich auf die Oberarme, rempeln sich gegen die Schultern, schreien, johlen und pöbeln sich gegenseitig an.

### «Es gibt Nächte, die sind der Albtraum, da wissen wir nicht mehr, wohin mit den Leuten.»

Aus der Dunkelheit kommt ein Polizei-Transporter und kontrolliert eine andere Gruppe junger Männer, die unter der Hardbrücke schlendern. Sie verstehen die Welt nicht mehr, als sie aufgefordert werden, sich auszuweisen und ihre Hosensäcke zu leeren. «Andere verkaufen Drogen, macht bei *denen* Razzia!» Tatsächlich tragen sie nichts Illegales auf sich, keine verbotenen Substanzen, keine Waffen. Ein Fehlschlag war die Kontrolle trotzdem nicht, sagen die Polizisten. «Es ist wichtig, dass wir Präsenz markieren.» Wenn sich die Wege von zwei angetrunkenen Teenagergrup-

pen kreuzten, brauche es nicht viel, bis aus gespielter Aggressivität eine gewalttätige Auseinandersetzung entstehe.

Die vier Jungs aus dem «Supermarket» blieben unbemerkt und laufen weiter die Hardstrasse entlang. Es ist jetzt halb sechs Uhr morgens, es hat zu regnen begonnen, überall liegt Abfall auf den Strassen, vereinzelt ziehen immer noch Partygänger umher. Regelmässig ist lautes Motorengeheul zu hören. «Wo gömmer?», fragt der Teenie mit dem Baseballcap. Seine Kollegen zucken mit den Schultern.

Die ersten Trams fahren bereits, am Hauptbahnhof haben Nachtzüge die meisten Partygänger nach Hause gebracht. Bald kommen die Reinigungsfahrzeuge, die Zürich West wieder aussehen lassen, als wäre nichts gewesen diese Nacht.

Doch der Teenager mit dem Baseballcap will jetzt noch etwas erleben. Er sieht eine Flasche auf dem Boden, hebt sie auf und wirft sie auf die Strasse. «Bumm! Krass gsi!»

\* Namen der Redaktion bekannt

## Zwei Standpunkte, zwei Meinungen.



### Live in Horgen

Ort: Hotel Meierhof, Bahnhofstrasse 4, 8810 Horgen

Datum: 15. Oktober 2012

Zeit: 18 Uhr bis 18:50 Uhr, Türöffnung 17 Uhr

Eintritt: nur mit Anmeldung unter [tickets@radio1.ch](mailto:tickets@radio1.ch) (Platzzahl beschränkt)

Live in  
Horgen!

HOTEL MEIERHOF

On Tour Partner:  
**axxeva**<sup>®</sup>  
Menschen.Netze.Chancen



New York als Geistererscheinung: Brooklyn Bridge.



## Aussicht mit Zimmer

Von Daniele Muscionico

Durch eine schmale Öffnung dringt Licht in einen dunklen Raum. Und etwas Wundervolles geschieht. Die reflektierten Strahlen in hoher Höhe fallen in gerader Linie auf den unteren Teil der Zimmerrückwand – tiefere Strahlen treffen oben auf –, das Abbild der Aussenwelt steht kopf. Ist dies das Wundervolle? Noch nicht! Wundervoll ist: Das ist das Prinzip des menschlichen Auges, doch unser Gehirn korrigiert den Kopfstand automatisch.

In einer Camera obscura stellt ein kleiner Spiegel das Bild für uns um. Diese Sicht der Brooklyn Bridge ist das Bild einer Camera obscura. Das Zimmer selbst ist die Kamera, die Fenster sind abgedunkelt, das Loch, durch das Licht fällt, ist winzig. Die Urahnin des Fotoapparates fängt so Aussenwelt ein: New York als Geister-Erscheinung, als flüssige Traumgestalt, als gigantische Illusion. Wer in diesem Zimmer wohnt, hat nur ein Ziel, wer in diesem Bett schläft, kennt nur einen Traum – New York. Man wird sich hüten, jemals aufzuwachen!

Aristoteles beschrieb das Phänomen der Camera obscura schon im 4. Jahrhundert vor Christus. Leonardo da Vinci skizzierte es im Italien der Renaissance. Im 19. Jahrhundert standen Neugierige in Vergnügungsparks Schlange, um die Zauberbilder aus dem Zauberapparat zu bestaunen. Und 1989 machte sich ein Fotograf aus Kuba, damals Professor für Fotografie in Boston, auf die Reise in die Vergangenheit des Mediums.

Abelardo Morell, geboren 1948 in Havanna, gilt als Modernist der Fotografie. In Europa nahezu unbekannt, ist er durch seine Biografie zum heimlichen Kritiker der postmodernen Kunst geworden, ein Vertreter einer privaten, nachdenklichen Wahrnehmung von Welt. New York, das Heilsversprechen der modernen Zivilisation, ist bei Morell eine Kopfgeburt und auf dem Kopf stehend, die unser Verstand eigenmächtig wieder auf die Füße gestellt hat.

Doch dies ist keine tatsächliche Camera-obscura-Illusion, sondern eine schamlos manipulierte und manipulative Phantasmagorie. Morells Bilder sind so unecht, wie alle Kunst unecht ist, das Ergebnis einer Inszenierung. Träumen mag Amerika, doch dieser Fotograf will, dass wir wach werden. Morell lässt nicht das Licht «zaubern», sondern rückt das Mobiliar so lange, bis er hat, was er will. Bis aus Aussicht Einsicht wird. Einsicht in den Mythos New York als gebaute Lust an der Täuschung.

Die Monografie über das Gesamtwerk von Abelardo Morell ist bei Phaidon erschienen.

## Bestseller

### Belletristik

- 1(-) **Joanne K. Rowling:** Ein plötzlicher Todesfall (*Carlsen*)
- 2(2) **Martin Suter:** Die Zeit, die Zeit (*Diogenes*)
- 3(1) **Ken Follett:** Winter der Welt (*Bastei*)
- 4(-) **Donna Leon:** Himmlische Juwelen (*Diogenes*)
- 5(4) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 6(3) **Jussi Adler-Olsen:** Verachtung (*DTV*)
- 7(5) **Charlotte Link:** Im Tal des Fuchses (*Blanvalet*)
- 8(-) **John Irving:** In einer Person (*Diogenes*)
- 9(6) **Jan-Philipp Sendker:** Herzenstimmen (*Blessing*)
- 10(-) **Petra Ivanov:** Leere Gräber (*Appenzeller*)

### Sachbücher

- 1(1) **Guinness World Records 2013** (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 2(2) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klugen Handelns (*Hanser*)
- 3(-) **Leoni:** Federleicht (*Wörterseh*)
- 4(3) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 5(4) **Gabriel Palacios:** Ich sehe dich (*Giger*)
- 6(5) **Blaine Harden:** Flucht aus Lager 14 (*DVA*)
- 7(8) **André Häfliger, Georges Wüthrich:** Dölf Ogi – So wa(h)r es! (*Weltbild*)
- 8(9) **Philippe Pozzo di Borgo:** Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 9(10) **Rhonda Byrne:** The Secret – The Magic (*Drömer/Knaur*)
- 10(-) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi – Mützenmacher (*Frech*)

**Quelle:** Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: «Tell, das Original»

Lustige Werbesprüche fabrizieren können sie, die Verantwortlichen des Zürcher Theaters Neumarkt. «Tell, das Original», heisst es auf den Plakaten zur neuen «Tell»-Fassung des deutschen Punks Jens Rachut. Bei ihm spielt das Stück im Jahr 2112, die Schweiz ist von Deutschland besetzt; Tell und seine Kumpane sind schlappe Weicheier, die antideutsche Parolen skandieren und von Armbrustschüssen keine Ahnung haben. Die deutschen Aufseher heissen Frau Hidler, «natürlich mit D» und Herr Rohmmel «mit H». Der deutsche Autor veräppelt gleichermaßen Schweizer und Deutsche – leider ist das nicht allzu lustig und auch nicht böse genug, als dass sich jemand darüber aufregen könnte. Das selbsternannte «Theater fürs Establishment» (auch das ein ironischer Werbespruch), sollte sich ein neues Motto zulegen: «Klamauk fürs Establishment». (rb)

## Kunst

# Die Jahrhundertwette

Ein Investoren-Konsortium behauptet, im Besitz einer zweiten Originalversion der «Mona Lisa» zu sein. Die Beweisführung kostet Millionen, die PR-Schlacht ist einzigartig. Auf dem Spiel steht nicht weniger als eines der grössten Rätsel unserer Kultur. *Von Rico Bandle*

Über ein Dutzend Kameraleute hatten ihre Stativ aufgestellt; Fernsehteams, Fotografen und Journalisten aus China, Russland, Mexiko und vielen anderen Ländern rangen letzte Woche um einen möglichst guten Platz im Saal des Genfer Nobelhotels «Beau Rivage». Hinter jenem Vorhang auf der Bühne muss sie also stehen: die angeblich frühere Version von Leonardo da Vincis «Mona Lisa», dem bekanntesten Gemälde der Menschheitsgeschichte – ein Werk voller Legenden und ungelöster Geheimnisse. Sollte die Mona Lisa Foundation, die im Auftrag des anonymen Konsortiums die Beweisführung vorantreibt, recht erhalten und das Bild tatsächlich vom Renaissance-Genie Leonardo da Vinci (1452–1519) stammen, so stünde hier ein Gemälde von unschätzbarem Wert – sowohl monetär als auch aus kunsthistorischer Sicht.

Nur eben: wenn.

Die Aufklärung des wahren Urhebers dieser «Mona Lisa» ist zu einem weltweit mit Spannung verfolgten Krimi geworden. Die anonymen Investoren gehen eine Wette in der Höhe von mehreren Dutzend Millionen Franken ein: Können sie die Fachwelt und das breite Publikum von der Echtheit des Werks überzeugen, sind sie Besitzer eines der bedeutendsten Erzeugnisse unserer Kultur. Gelingt das nicht, waren die Mühe und das viele Geld vergeblich.

### Schier unbegrenzte Geldmittel

Das Hauptquartier für diese gigantische Wette steht im Zürcher Seefeldquartier, in einer grosszügigen Jugendstilvilla mit Umschwung. Dort, in den Büros einer Treuhandfirma, hat die «Mona Lisa Foundation» ihren Sitz, eine Non-Profit-Organisation, deren Stiftungszweck es gemäss Handelsregister ist, den Beweis zu erbringen, «dass Leonardo da Vinci zwei Versionen des Porträts «Mona Lisa» erschuf». Im Auftrag der Eigentümer koordiniert die Stiftung die Forschungsarbeiten und das Marketing. Anfangs sei sie ausschliesslich von den Mitgliedern des Eigentümerkonsortiums finanziert worden, in Zukunft sollen weitere Geldgeber dazukommen, eventuell sogar die öffentliche Hand, sagt Stiftungsratspräsident Markus A. Frey. Die Mitglieder der Stiftung und die Investoren sind nicht dieselben; wer zu dem ominösen Besitzerkonsortium gehört, wird strikt geheim gehalten. Sicher ist nur, dass für die Beweisführung

scheinbar unbegrenzte Mittel zur Verfügung stehen.

Der erfolgreiche Zürcher Wirtschaftsanwalt Markus A. Frey ist eine schillernde Persönlichkeit: Er gründete eine eigene Bank, ist Honorarkonsul des Königreichs Thailand, im Werbefilm der Stiftung präsentiert er sich genüsslich im Sessel fläzend und eine dicke Zigarre rauchend. Der Stiftungsrat und sein Beratergremium («Advisors») umfassten siebzehn Personen aus aller Welt, darunter auch Berühmtheiten wie der frühere Schachweltmeister Anatoli Karpow. Die zentrale Figur ist aber der stellvertretende Stiftungsratspräsident, der Briefmarkenauktionator David Feldman. Bei ihm laufen alle Fäden zusammen. Um seine Rolle in der globalen Operation «Mona Lisa» zu verstehen, lohnt sich ein Blick zurück in die Geschichte jenes umstrittenen Gemäldes, das der Fachwelt schon seit fast hundert Jahren unter dem Namen «Isleworth Mona Lisa» bekannt ist, von den heutigen Besitzern aber «Frühere Mona Lisa» («Earlier Mona Lisa») genannt wird.

Der britische Kunstsammler Hugh Blaker soll das Gemälde 1913 auf dem Landsitz einer Adelsfamilie in der Grafschaft Somerset entdeckt haben. Wie das Bild einst nach Grossbritannien kam, ist nicht bekannt – was einer der grossen Schwachpunkte bei der Verifizierung der Echtheit darstellt. Blake brachte es in seine Galerie im Londoner Vorort Isleworth, der dem Werk fortan den Namen gab. 1962 ging es via eine Schweizer Investorengruppe an den in London lebenden US-Sammler Henry Pulitzer, der gemäss eigenen Angaben «ein Haus mit seinem gesamten Inhalt» plus eine grosse Anzahl eigener Bilder verkaufen musste, um den angeblichen Leonardo bezahlen zu können. Pulitzer war überzeugt, dass sein Gemälde das Original ist und jenes im Louvre eine Kopie – anders als die heutigen Besitzer, die davon ausgehen, dass ihr Gemälde die frühere von zwei originalen «Mona Lisa»-Versionen ist. Pulitzer brachte das Bild in die Schweiz, wo es fast vierzig Jahre lang in Banktresoren in Lausanne, Zürich und zuletzt in Genf lagerte. Nach seinem Tod 1979 erbte es seine Lebenspartnerin Elisabeth Meyer – und hier kommt David Feldman ins Spiel.

2004 kontaktierte Meyer den in der Kunstwelt hervorragend vernetzten Auktionator und beauftragte ihn, die Erforschung des Gemäldes zu koordinieren. Feldman war es denn



Beide von da Vinci? «Mona Lisa» aus dem Louvre (l.), die angeblich elf Jahre jüngere «Isleworth Mona Lisa» (r.).

auch, der nach Meyers Tod 2008 das Käuferkonsortium für das Bild zusammenbrachte. Markus A. Frey, der 2008 Feldmans Briefmarkenauktionshaus gekauft hatte und dessen weltweite Expansion ermöglichte, brachte die Idee auf, für die Beweisführung und die Öffentlichkeitsarbeit eine Stiftung zu gründen. «Wir mussten das Investorenkonsortium überzeugen, uns das Mandat zu geben und die Stiftung zu finanzieren», sagt er. Die Stiftung sichert den Eignern absolute Diskretion zu, sowohl über deren Identität als auch deren Geldeinsatz. Im Gegenzug verschafft sie dem Bild weltweite Medienaufmerksamkeit – was den Wert nach oben treibt. «Ich kenne nicht alle Mitglieder des Konsortiums, es handelt sich aber nicht um reine Investoren, die auf einen grösstmöglichen Gewinn hoffen, sondern um wahre Kunstliebhaber», sagt Frey. Er habe von keinen Diskussionen Kenntnis, wonach das Bild dereinst wieder verkauft werden sollte.

#### FBI-Technik soll Echtheit beweisen

Die Stiftung engagierte einige der renommiertesten Kunstexperten aus Europa und Nordamerika, um die Echtheit des Gemäldes nachzuweisen. Allein diese Ausgangslage ruft in Wissenschaftskreisen Ablehnung hervor: Wenn der Auftrag- und Geldgeber eines Forschungs-

projekts ein bestimmtes Resultat anstrebt, so ist die wissenschaftliche Unabhängigkeit nicht mehr gegeben. Einer der weltweit renommiertesten Leonardo-Forscher, der emeritierte Oxford-Professor Martin Kemp, sagt, er lasse sich grundsätzlich nie von Besitzern eines Bildes für eine Expertise bezahlen. Kemp gehört zu den schärfsten Kritikern der Mona Lisa Foundation. Trotz dieser Vorbehalte: Die Vorgehensweise der Stiftung bei der Beweisführung ist äusserst spannend und sollte durchaus ernst genommen werden. Selbst ein vom FBI ausgebildeter Forensiker untersuchte das Bild mit einer Technik, die zur Fahndung langjähriger Entführungopfer entwickelt wurde. Eine Übersicht über die wichtigsten Indizienstränge:

1 — Naheliegende Einwände, zum Beispiel, dass Leonardo seine Gemälde fast ausschliesslich auf Holz gemalt hat, die «Isleworth Mona Lisa» aber ein Leinwandbild ist, werden anhand von Gegenbeispielen entkräftet. So zeigt die Stiftung auf, dass Leonardo zu jener Zeit, als die «Isleworth Mona Lisa» mutmasslich entstanden ist, noch zwei andere Bilder auf Leinwand gemalt hat. Auch dass Leonardo mehrere Versionen desselben Motivs erstellt hat, ist nichts Aussergewöhnliches, wie die zwei Versionen seiner berühmten «Felsgrottenmadonna» demonstrieren.

2 — Alle heute bekannten wissenschaftlichen Analysemethoden wurden auf das Bild angewandt: Röntgenanalyse, verschiedene Infrarot- und Ultraviolett-Tests, Leinwanddatierung, Multispektralanalyse und einige mehr. Die Untersuchungen bestätigen: Das Gemälde stammt mit grosser Wahrscheinlichkeit vom Anfang des 16. Jahrhunderts, und einiges deutet darauf hin, dass zumindest der Kopf tatsächlich von Leonardo gemalt wurde.

Martin Kemp andererseits erkennt auf den Röntgen- und Infrarotbildern deutliche Anhaltspunkte dafür, dass es sich bei dem Gemälde bloss um eine Kopie handelt: Die «Mona Lisa» im Louvre wurde nachträglich verändert – auf den Röntgenbildern sei ersichtlich, dass sich die «Isleworth Mona Lisa» an der *letzten* Version der «Mona Lisa» orientiere, nicht an jener, die Leonardo hinterlassen habe. Entsprechend sei es wenig wahrscheinlich, dass die «Isleworth Mona Lisa» elf Jahre vor der «Mona Lisa» aus dem Louvre entstanden sei, wie das die Stiftung behauptet.

3 — Leonardo da Vinci war von der Geometrie besessen. Bei der «Isleworth Mona Lisa» stimmen geometrische Bildstrukturen, zum Beispiel der goldene Schnitt, dermassen exakt, dass nur der Meister selbst das Bild entworfen haben könne, schreibt die Stiftung. >>>

## Alpabzug ins weissrussische Tiefland

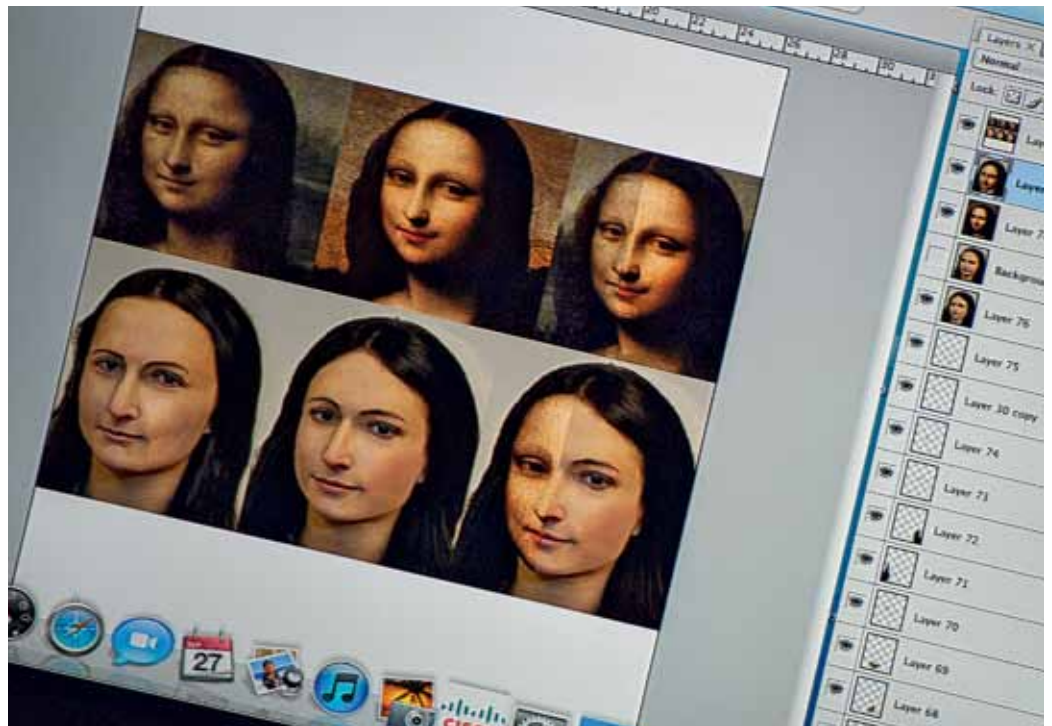
Von Peter Rüedi

Es ist nicht nur, aber ein in der Schweiz besonders sichtbares Phänomen. Der Umgang mit der Volksmusik hat viele improvisierende Musiker (*formerly known as* «Jazzler») vitalisiert. Und umgekehrt. Dass sich vorwiegend junge Musiker mit Erfahrungen aus ganz anderen Zusammenhängen mit ihren eigenen *roots* beschäftigten, hat die lange doch sehr traditionell reglementierte, im Konformismus der medialen Folkloristik schändlich trivialisierte Volksmusik ihrerseits neu belebt. Ihr anarchisches Potenzial entdeckten nicht die Preisrichter von Jodelwettbewerben. Eine der zentralen Figuren dieser neuen, aufs Ur-tümliche mehr als auf Orthodoxie ausgerichteten Generation ist der Innerschweizer Albin Brun. Seit vielen Jahren (er hat den Jahrgang 1959) befasst er sich in unterschiedlichsten Formationen mit dem Abtransport folkloristischer Klischees und dem Gewinn eines freien Blicks. Nicht aufs Mittelmeer, sondern vielmehr auf die Alpen, auf deren (keineswegs nationalen) authentischen Sound. Und darüber hinaus, denn wer nur von alpinen Echos etwas versteht, versteht auch die nicht recht.

Früh schon, in den siebziger Jahren, war Brun im Sog der Folk-Bewegung fasziniert von südost- und mitteleuropäischen Volksmusiken. Jetzt hat er ein Projekt realisiert, in welchem sein Alpin Ensemble (neben ihm an Saxofonen, Schwyzerörgeli, Flöte und dem balkanischen Duduk Patricia Draeger am Akkordeon, Claudio Strelbel am Bass und Marco Käppeli am Schlagzeug) auf ein Trio von weissrussischen Sängerinnen trifft, das Ensemble Akana (Irena Kotvitskaja, Rusia, Nadzeya Tschuhunova). Nun bin ich ja längst ein Skeptiker jener inflationär angeschwellenen *Jazz meets the world*-Welle, in der, nach Abschleifen aller Kanten und Ecken, alles mit allem zusammengeht. «Kazalpin» (so heisst Bruns Scheibe, und im Untertitel etwas zu witzig «East Side Story») ist das Gegenteil. Sie sucht die Reibungen. Und in den alten Volksgesängen so etwas wie die Begegnung mit dem Archaischen. Das haucht uns, aus Jahrhunderttiefen, Schauer über den Rücken. Authentisch. Im Wortsinn fabelhaft.



Kazalpin. East Side Story. Albin Brun Alpin Ensemble & Akana. Double Moon DMCHR 71509



Mit FBI-Methoden verjüngt: Beweisführung zur «Isleworth Mona Lisa».

4 — Ein vom FBI ausgebildeter Forensiker wurde damit beauftragt, die porträtierte Frau auf dem «Mona Lisa»-Gemälde aus dem Louvre per Computeranalyse um elf Jahre zu verjüngen – so viel jünger ist mutmasslich die «Isleworth Mona Lisa». Angeblich wusste der Forensiker dabei nicht, weshalb er dies machen sollte; er habe nichts von der Existenz der «Isleworth Mona Lisa» gewusst. Die Verjüngung hatte exakt die auf der «Isleworth Mona Lisa» abgebildete Frau zum Resultat.

5 — Sehr umfassend ausgefallen ist die kunsthistorische Analyse. Ein auffälliger Aspekt sind die auf der «Isleworth Mona Lisa» vorhandenen Säulen, beim Gemälde im Louvre fehlen diese. Da auf vielen «Mona Lisa»-Kopien aus dem 16. bis 18. Jahrhundert Säulen vorhanden sind, ging man lange davon aus, dass das Original im Laufe der Zeit links und rechts beschnitten worden sei. Neuere Untersuchungen zeigen jedoch: Dem ist nicht so. Für die Mona Lisa Foundation sind die vielen Kopien mit Säulen ein Hinweis darauf, dass nicht die Louvre-Version kopiert wurde, sondern das andere Leonardo-Original: die «Isleworth Mona Lisa».

### Wer ist Mona Lisa?

Alessandro Vezzosi, der Direktor des Museo Ideale Leonardo da Vinci in Vinci, der die «Isleworth Mona Lisa» im Auftrag der Stiftung aus kunsthistorischer Sicht untersucht, sagt, es spreche sehr viel dafür, dass das Bild echt sei. Allerdings räumt auch er ein, dass noch viele Fragen offen sind. Zum Beispiel, welche Teile des Bildes tatsächlich vom Meister stammten. Dass insbesondere der schludrig gemalte Hintergrund nicht von Leonardo sein kann, sieht selbst der Laie auf den ersten Blick. Vezzosi betont auch, dass noch immer nicht bewiesen sei,

wer die Frau auf dem Gemälde eigentlich ist. Hier liegt genau der Knackpunkt in der Argumentationskette: Die Mona Lisa Foundation geht von der klassischen These aus, bei der Frau handle es sich um Lisa Gherardini. In mehreren historischen Dokumenten ist festgehalten, dass Leonardo ein Porträt von Gherardini angefangen, aber nicht fertiggestellt habe. Bisher standen diese Schriften im Widerspruch mit dem Bild im Louvre: Denn jenes Bild wurde zwar nachträglich verändert, war aber von Leonardo fertiggestellt worden. Für die Stiftung ist deshalb klar: Es muss sich bei jenem in den alten Schriften genannten Bild um die «Isleworth Mona Lisa» handeln. Der unfertige Teil sei nachträglich von Schülern Leonardos oder anderen Malern ergänzt worden.

Was aber, wenn die Frau jemand ganz anderes ist? Dann fiele ein Grossteil der Argumentationskette der Mona Lisa Foundation in sich zusammen. Lisa Gherardini war die Ehefrau des Florentiner Kaufmanns Francesco del Giocondo. Dass der grosse Meister Leonardo da Vinci mehrere Jahre äusserst intensiv an einem Porträt einer einfachen Kaufmannsfrau und Mutter zweier Kinder gearbeitet haben soll, erachten viele Experten als wenig plausibel.

Es gehört zur Faszination jenes Gemäldes, dass alle paar Jahre ein Historiker glaubt, die Wahrheit hinter der «Mona Lisa» und ihrem geheimnisvollen Lächeln endlich gefunden zu haben. Der italienische Kunsthistoriker Roberto Zapperi zum Beispiel veröffentlichte vor einigen Jahren eine vielbeachtete neue Theorie: Der Auftrag für das Bild müsse von Giuliano de' Medici stammen, in dessen Dienst Leonardo einige Jahr lang stand. De' Medici, der Bruder von Papst Leo X., hatte keine Frau, aber viele Liebhaberinnen. Eine davon war Pacifica



**Hervorragend vernetzter Auktionator:** David Feldman (r.), Vizepräsident der Mona Lisa Fondation.

Brandini, die ihm einen Sohn gebar. Brandini starb kurz nach der Geburt, de' Medici nahm sich des Jungen an. Zapperi folgert, dass de' Medici für seinen Sohn ein Bild von dessen Mutter in Auftrag gab, die der Kleine so sehr vermisste. Weil es von ihr kein Bildnis gab, an dem sich Leonardo hätte orientieren können, soll er einfach das Idealbild einer Mutter gemalt haben – was die weltweite Strahlkraft des Werks erklären würde.

Selbst wenn diese Theorie ungläubwürdig sein sollte, was viele Kritiker nach der Veröffentlichung seines äusserst spannend zu lesenden Werks «Abschied von Mona Lisa» monierten, Zapperi hat alle historischen Dokumente intensiv studiert. Er sagt: «Aus den zeitgenössischen Dokumenten geht nicht hervor, dass Leonardo die sogenannte Mona Lisa (oder besser die <Gioconda>) zweimal gemalt hat.»

Natürlich ist auch Zapperi Partei. Würde die Theorie der zwei «Mona Lisa»-Versionen stimmen, wäre sein Buch auf einen Schlag bedeutungslos. Sein Einwand ist aber ernst zu nehmen: Wenn es schon merkwürdig anmutet, dass der grosse Meister Leonardo da Vinci ein aufwendiges Porträt einer gänzlich unbedeutenden Frau gemalt hat, ist es dann nicht erst recht unwahrscheinlich, dass er gleich zwei davon angefertigt hat? Auch die anderen von der *Weltwoche* angefragten international anerkannten Experten, Martin Kemp und Frank Zöllner, halten es für äusserst unwahrscheinlich, dass es sich bei der «Isleworth Mona Lisa» um ein Original handelt.

Allerdings kennen diese Kritiker die «Isleworth Mona Lisa» nur von Fotografien, das Originalgemälde haben sie noch nicht gesehen. Das soll sich nun ändern: Die Mona Lisa Foundation lädt alle Fachleute ein, sich selbst

ein Bild zu machen und das Gemälde zu untersuchen. Sie geht dabei jedoch widersprüchlich vor. Einerseits beteuert sie, dass sie die kontroverse wissenschaftliche Debatte begrüsse und auch fördere, andererseits stellt sie die Kritiker und die Öffentlichkeit vor vollendete Tatsachen: In einem aufwendig gemachten Dokumentarfilm und einem 300-seitigen Prachtband mit Goldumrandung gibt sie vor, dass es keine Zweifel mehr an der Echtheit des Werks gebe.

### Die PR-Rakete ist gezündet

Das Blitzlichtgewitter war enorm, als die Verantwortlichen in Genf den Vorhang vor dem Bild zur Seite schoben und das weiche Gesicht der jugendlich wirkenden Mona Lisa den Pressevertretern glanzvoll entgegenstrahlte. Die erste Stufe der PR-Rakete war damit gezündet. Gewonnen ist die Wette um das bekannteste Gemälde der Welt aber noch lange nicht. Das wissen auch die Vertreter der Stiftung. Denn eindeutige Beweise für die Echtheit gibt es bei einem Leonardo-Gemälde nie, nur eine klare Indizienkette. Es gebe auch «keinen einzigen stichhaltigen Beweis dafür, dass die <Mona Lisa> im Louvre von Leonardo stammt», sagt Martin Kemp.

Dass es heute trotzdem nicht ganz ausgeschlossen ist, dass ein Werk dank einer ausreichenden Anzahl Indizien als Original von Leonardo akzeptiert wird, zeigt das Beispiel «La Bella Principessa», das von einem Team um Martin Kemp nach jahrelanger Untersuchung vor einigen Jahren als echt klassifiziert wurde. Ein anonymer Schweizer Kunstsammler gewann dadurch den 100-Millionen-Dollar-Jackpot. Bei der «Isleworth Mona Lisa» dürfte der Jackpot fünf- bis zehnmal grösser sein. ○

## Theater

# Schluss! Vorhang!

Von Daniele Muscionico

**H**ier ist ein Buch für alle, die schon immer wussten, dass Theater zu den überflüssigsten Dingen der Welt gehört. Dass Theaterschauspieler eitel, laut und dumm sind; dass jedes neue Theaterstück geistvoll, doch das Publikum meist eine Fehlbesetzung ist; dass heute alles Bühnengedruckte obsolet ist, weil nur noch Komödienschreiber an die Welt glauben. «Bühne frei!» heisst dieses Buch. Es ist ein Genuss.

Es ist ein Lese-genuss, weil hier zwei am Werk sind, die wissen, was Sache ist: der Autor und Dramatiker Charles Lewinsky – sein jüngster Roman «Gerron» erzählt die semifiktive Biografie des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron – sowie der langjährige Dramaturg des Schauspielhauses Zürich, Bruno Hitz. Und weil bloss Schauspieler eitel und dumm sind, Lewinsky und Hitz aber sehr wohl intelligent, lassen sie andere für sich reden: 101 Autoren aus allen Epochen, von A wie Augustinus bis Z wie Zadek, schildern aus der Sicht des Zuschauers 101 Theatermomente. Entstanden ist eine Anthologie der galligsten und geistvollsten Schmähreden und Liebeserklärungen an eine Kunstform, die so alt ist wie der Mensch.

Diderot schreibt einen Abgesang, der aktueller nicht sein könnte; Sigmund Freud sieht die Bühnenlegende Sarah Bernhardt und bekommt davon Migräne; der Kritiker Benjamin Henrichs beschreibt Therese Giehse so, wie heute kaum einer mehr zu beschreiben in der Lage ist (ausführlich, analytisch) und Dürrenmatt flucht über die Institution («Ich weiss nicht, ob ich als Arzt oder Patient hier meine Zeit vergeudet habe»). Die Beispiele legen den Schluss nahe: «Bühne frei!» ist auch das Glück des Sammlers. Die Herausgeber haben tief in ihre Bibliotheken gegriffen und sind bei den üblichen Verdächtigen fündig geworden, fast die gesamte Mann-Familie kommt zu Wort – doch wer Zeitgenossenschaft sucht oder gar Jugend, der findet davon wenig.

Diesen Entscheid der Herausgeber in Ehren. Doch er gibt dem Vorurteil Nahrung, dass Theater eine bildungsbürgerliche Erfindung sei. Theater aber ist Einspruch, Widerstand und wird von jeder Generation neu erfunden. Um glaubwürdig zu bleiben, müssen Lewinsky und Hitz in ihrem zweiten Band davon erzählen.

**Bruno Hitz, Charles Lewinsky (Hg.): Bühne frei!**  
101 Theaterbesuche von Augustinus bis Zadek.  
Unionsverlag. 352 S., Fr. 39.90.

# Ikone der amerikanischen Rechten

Sie hat Generationen konservativer Politiker in den USA begeistert. Im aktuellen Wahlkampf sind ihre kompromisslosen Ideen in aller Munde. Wer war Ayn Rand? Von Claudia Franziska Brühwiler

Der Grund, weshalb er in die Politik gegangen sei? Noch 2005 antwortete Paul Ryan, der republikanische Kandidat für das Amt des Vizepräsidenten, mit einem Namen: Ayn Rand. Mittlerweile distanziert sich der Kongressabgeordnete aus Wisconsin von Rands Gedankengut und zitiert lieber aus päpstlichen Hirtenbriefen. Damit reagiert er auf Medienberichte, wonach er seinen Mitarbeitern jeweils den mehr als tausendseitigen Roman «Atlas Shrugged» (zu Deutsch: «Der Streik») als Pflichtlektüre mitgebe. Als Europäer könnte man derlei als Exzentrik abtun, für Amerikaner steht der Name Ayn Rand jedoch für eine politische und moralische Weltanschauung. Für die Linke ist Rand ein rotes Tuch; für Wirtschaftsliberale und speziell Anhänger der Tea-Party-Bewegung ist sie dagegen ein Idol. Doch wer war die Frau, die einst mit dem jungen Alan Greenspan über Wirtschaftsfragen diskutierte, mit deren Zitaten CNN-Gründer Ted Turner die Südstaaten tapezierte, die für Wikipedia-Gründer Jimmy Wales Inspirationsquelle und für Paul Ryan nun eine Bürde ist?

Ayn Rand wird als Alisa Rosenbaum 1905 in St. Petersburg in eine gutsituierte jüdische Apothekerfamilie geboren. Doch mit der kommunistischen Revolution verliert die Familie Rosenbaum Vermögen und Lebensgrundlage; der Vater erhält Berufsverbot, die Mutter kann kaum etwas dazuverdienen. Alisa schliesst unter dem neuen Regime zwar ein erstes Studium ab, doch auch ihren Eltern ist klar, dass die Sowjetunion einer aufmüpfigen jungen Frau wie ihr keine Zukunft bieten kann. Später würde sie es als Ironie bezeichnen, als «Fanatikerin des Individualismus» ausgerechnet in jenem Land aufgewachsen zu sein, das am wenigsten an den Einzelnen glaube. Dank Verwandtschaft in Chicago gelangt Alisa an ein Ausreisevisum und verabschiedet sich im Herbst 1925 von ihrer Familie mit einem Versprechen: «Wenn ich zurückkomme, werde ich berühmt sein!» Ersteres wird sie nie tun und in den 1930er Jahren den Kontakt mit der Familie abbrechen – aus Angst, ihre Briefe könnten ihre Eltern in Gefahr bringen.

Den zweiten Teil ihres Versprechens hofft sie an jenem Ort einzulösen, der Synonym für zerbrochene Träume ist. In Hollywood will sie sich als Drehbuchschreiberin beweisen und hat das Glück, Cecil B. DeMille, einem der damals wichtigsten Filmproduzenten, aufzufallen, bei ihm Arbeit zu finden und sogar ihren

künftigen Ehemann kennenzulernen. Sie nennt sich fortan «Ayn Rand» und wird späteren Bewunderern erklären, dass sich ihr Vorname auf *mine* – mein – reime. Einen ersten Erfolg feiert sie 1933 als Theaterautorin und anschliessend 1936 mit dem autobiografisch geprägten Roman «We the Living», auf Deutsch: «Vom Leben besiegt». Mit ihrer eindringlichen Schilderung der Lebensumstände in Russland nach der Revolution findet sie sowohl in den USA als auch in Grossbritannien Anklang bei Kritik und Lesern. In die Bestsellerlisten gelangt sie aber erst sieben Jahre später mit «The Fountainhead» (zuletzt unter dem Titel «Der Ursprung» auf Deutsch erhältlich).

## Man lebt nur für sich selbst

100 000 Exemplare von «The Fountainhead» verkaufen sich bereits 1945. Bis heute werden über sechs Millionen Leser dazukommen, die den Aufstieg des eigentümlichen Architekten Howard Roark auf über 700 Seiten mitverfolgen. Dieser sträubt sich, seine Vision von Architektur irgendwelchen Konventionen unterzuordnen, schuftet lieber als Arbeiter im Steinbruch, statt Wolkenkratzer mit Renaissance-Schnörkeln zu versehen. Schliesslich geht er so weit, ein von ihm entworfenes Sozialbauprojekt in die Luft zu sprengen, weil die Bauherren in seinen Plänen herumgepfuscht hatten. Vor Gericht verteidigt er sich mit einer Rede, deren Verfilmung mehrfach auf Youtube.com hochgeladen wurde und als

---

**«Ich bin nicht daran interessiert, irgendjemandem zu helfen. Ich will Geld verdienen.»**

---

Antwort auf Obamas Politik bezeichnet wird: Er bestreite eines jeden Anspruch, so Roark, auf auch nur eine Sekunde seines Lebens. Er existiere nicht für andere, sondern nur für sich selbst.

Ähnlich wird es aus dem Mund jenes Romanhelden klingen, dessen Name auf zahlreichen Transparenten an Tea-Party-Protesten zu lesen ist: «Wer ist John Galt?» liest man in konservativen Regionen oft an Stossstangen; «Wer ist John Galt?» ist der erste Satz des Epos «Atlas Shrugged», das 1957 erscheint und sich allein 2011 über eine halbe Million Mal verkaufen wird. Wer dieser John Galt tatsächlich ist, erfährt der Leser auch nach mehreren hundert

Seiten nicht, aber er begreift schnell, wofür die Frage steht – Resignation vor einem übermächtigen Staat. Rand skizziert in ihrem Epos ein Amerika, das wirtschaftlich am Boden ist, in dem Unternehmertum und Innovation im Keim erstickt werden – ein Amerika wie unter Obama, wie viele Konservative hinzufügen würden. In diesem Umfeld versuchen sich die Unternehmer Dagny Taggard und Hank Rearden zu behaupten. Dagny macht keinen Hehl aus ihrer Motivation: «Ich bin nicht daran interessiert, irgendjemandem zu helfen. Ich will Geld verdienen.» Die beiden sind indessen die letzten innovativen Köpfe, die noch nicht aufgegeben haben. Andere, die zu den Besten ihrer Zunft gehörten, egal ob Komponisten, Wissenschaftler oder Unternehmer, sind längst von der Oberfläche verschwunden – sie sind, daher der deutsche Titel des Buches, in den Streik getreten. Statt sich weiterhin den «Plünderern» auszuliefern, folgen sie dem Aufruf John Galts. Der geniale Ingenieur weigert sich, seine Schaffenskraft weiterhin in den Dienst einer Gesellschaft zu stellen, die ihn für seine Leistung nur bestraft, statt sie zu würdigen. Sein Mantra widerspiegelt Rands unbedingten Glauben an das Individuum und dessen Recht, sich selbst über alles andere zu stellen: «Bei meinem Leben und meiner Liebe zum Leben schwöre ich, dass ich niemals um eines anderen Menschen willen leben werde, noch von einem anderen verlangen werde, um meinetwillen zu leben.»

Über Dutzende von Seiten zieht sich jene Rede Galts, in der er Amerika seine Philosophie darlegt, ein Plädoyer für den Laissez-faire-Kapitalismus. Rands Verleger versucht vergeblich, seine Autorin davon zu überzeugen, den Roman zu kürzen und damit etwas leserfreundlicher zu gestalten. Diese soll nur barsch erwidert haben: «Würden Sie etwa die Bibel kürzen?» (Später wird einer ihrer Anhänger dies allerdings bestreiten, ihm gegenüber habe die überzeugte Atheistin Rand gemeint, die Bibel könne man gänzlich streichen.) Der Grosse Erfolg, allen vernichtenden Kritiken zum Trotz, gibt ihr Recht. Wie zuvor «The Fountainhead» trifft die Geschichte von Galts Triumph den Nerv der Amerikaner, bedient ihren Glauben an Freiheit und Unternehmertum. Rands Ideen werden in keinem Seminar gelehrt, an keiner wissenschaftlichen Tagung diskutiert, aber fortan sind es besonders College-Studenten, die sie zur Ikone des Individualismus und des Kapitalismus machen.

## Friedrich von Hayeks «reines Gift»

Gleichzeitig finden in den sechziger Jahren auch libertäre Organisationen regen Zulauf, deren Mitglieder oft – wie heute noch – durch Rands Romane zu ihrem freiheitlichen Denken gefunden haben. Von den Libertären hält sich Rand allerdings fern, «Hippies» seien diese, die den Staat ganz abschaffen wollten und





Politiker Lukas Reimann und Model Xenia Tchoumitcheva sind Fans von ihr: Bestseller-Autorin Rand, 1947 in Los Angeles.

geistiges Eigentum verachteten. Davon hält Rand ebenso wenig wie von Friedrich August von Hayek, dem grossen Vertreter der österreichischen Schule der Nationalökonomie. «Reines Gift» seien dessen Ideen, schreibt Rand einer Mitstreiterin, da er dem Staat eine Rolle im Markt zugesteht. Solche Mittelwege seien gefährlicher als klar kommunistische Positionen.

### Für die Linke steht Rand für soziale Kälte, einen «gnadenlosen Markttextremismus».

Hayek dagegen lässt verlauten, er habe Rands Romane mit Interesse gelesen – nur die langen Reden musste er überspringen. Mit Ludwig von Mises, dem früheren Lehrer Hayeks, versteht sich Rand indessen glänzend, auch wenn sie ihm bei einem Treffen vorwirft, er spreche mit ihr wie zu einem dummen russischen Mädchen.

Rand wird zusehends als exzentrisch wahrgenommen, ein Bild, das akzentuiert wird von ihrer Entourage, der Vehemenz, mit der sie Kritikern begegnet, und durch ihr Äusseres. Die politische Rechte tut sich schwer mit ihrem Atheismus, ihrer Befürwortung von Abtreibungen; für die Linke steht sie für soziale

Kälte, einen «gnadenlosen Markttextremismus», wie jüngst auch eine deutsche Zeitung schrieb, oder für ein System, wie der Schriftsteller und Intellektuelle Gore Vidal bemerkte, das nahezu perfekt sei in seiner Unmoral. Manch einer hofft, dass Rands Werk mit ihrem Tod 1982 keinen Einfluss mehr haben wird. Tatsächlich prägen zuerst Enthüllungen aus ihrem Privatleben ihr Image, so beispielsweise Berichte von einstigen Vertrauten über eine sektenähnliche Atmosphäre oder über eine langjährige aussereheliche Beziehung mit ihrem wesentlich jüngeren intellektuellen Ziehsohn.

### «Puppenhausprosa der Kapitalisten»

Mit der Regierung Obama rücken aber wieder Rands politische Botschaften ins Zentrum des Interesses. 2009 registriert die Zeitschrift *Economist*, wie mit jeder Marktintervention Washingtons die Amazon-Verkaufszahlen von «Atlas Shrugged» sprunghaft ansteigen. Mit dem Aufkommen der Tea-Party-Bewegung ist Rand endgültig wieder in aller Munde, selbst im deutschsprachigen Raum, wo bis vor kurzem selbst ihr Hauptwerk nur noch antiquarisch erhältlich war. Angesichts einer Berichterstattung, die von «Puppenhausprosa der Kapitalisten» (*Die Zeit*) oder einer «Dichterin

der Leistungsträger» (*BaZ*) spricht, werden sich wohl nicht viele neue Leser zu illustren Fans wie Lukas Reimann oder Xenia Tchoumitcheva gesellen. Jenen, die es dennoch tun, wird sich die Welt einer der wohl faszinierendsten und einflussreichsten Denkerinnen Amerikas eröffnen. «Atlas Shrugged», so Gore Vidal einst, sei wohl der einzige Roman, den die meisten Kongressmitglieder gelesen hätten, auch wenn dies viele wie Paul Ryan als Jugendsünde abtun möchten. Pünktlich zum Wahlherbst kommt im Oktober übrigens der zweite Teil der «Atlas Shrugged»-Verfilmung in die amerikanischen Kinos – Paul Ryan wird sich nicht unter die Zuschauer wagen. Ayn Rand selbst würde ihm ohnehin erklären, sie hätte ihn bestimmt nicht zu einer Karriere in Washington inspirieren wollen.

Claudia Franziska Brühwiler ist promovierte Staatswissenschaftlerin und Lehrbeauftragte an der Universität St.Gallen.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Hope Springs</b> Regie: David Frankel	★★★★☆
2	<b>Magic Mike</b> Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
3	<b>Ai Weiwei. Never Sorry</b> Regie: Alison Klayman	★★★★☆
4	<b>Ted</b> Regie: Seth MacFarlane	★★★★☆
5	<b>Brave</b> Regie: Mark Andrews	★★★★☆
6	<b>Death of a Superhero</b> Regie: Ian Fitzgibbon	★★★★☆
7	<b>The Bourne Legacy</b> Regie: Tony Gilroy	★★★★☆
8	<b>The Rum Diary</b> Regie: Bruce Robinson	★★★★☆
9	<b>The Expendables 2</b> Regie: Simon West	★★★★☆
10	<b>The Cabin in the Woods</b> Regie: Drew Goddard	★★★★☆

### Kinozuschauer

1 (-)	<b>Madagascar 3 (3-D)</b> Regie: Eric Darnell	62 197
2 (3)	<b>Step Up: Miami Heat</b> Regie: Scott Speer	10 927
3 (4)	<b>Hope Springs</b> Regie: David Frankel	9805
4 (1)	<b>The Bourne Legacy</b> Regie: Tony Gilroy	9652
5 (2)	<b>Resident Evil – Retribution (3-D)</b> Regie: Paul W.S. Anderson	7287
6 (-)	<b>Schutzengel</b> Regie: Til Schweiger	7028
7 (5)	<b>The Expendables 2</b> Regie: Simon West	3929
8 (6)	<b>Magic Mike</b> Regie: Steven Soderbergh	2720
9 (8)	<b>Starbuck</b> Regie: Ken Scott	2534
10 (7)	<b>Ted</b> Regie: Seth MacFarlane	2457

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Intouchables (TBA)</b>
2 (-)	<b>Der Diktator (Rainbow)</b>
3 (3)	<b>Dark Shadows (Warner)</b>
4 (2)	<b>The Avengers (Disney)</b>
5 (4)	<b>21 Jump Street (Sony)</b>
6 (7)	<b>The Grey (Ascot Elite)</b>
7 (5)	<b>Hunger Games (Impuls)</b>
8 (6)	<b>American Pie 4 (Universal)</b>
9 (-)	<b>Headhunters (Ascot-Elite)</b>
10 (8)	<b>Battleship (Universal)</b>

Quelle: Media Control



Schächte der menschlichen Seele: «Amour» von Michael Haneke.

### Kino

## Brennende Leuchtkraft

Michael Hanekes «Amour» mit den Altstars Jean-Louis Trintignant und Emmanuelle Riva ist ein Ereignis.

Von Wolfram Knorr

Der Anfang ist brutal: Feuerwehr und Polizei brechen mit schwerem Gerät eine Tür auf, dringen in eine Wohnung ein, halten sich die Nasen zu, reissen Fenster auf und finden eine Frau in Schwarz gekleidet auf einem Bett. Die Kamera ist im Innern und reisst den einstigen Lebensraum des Ehepaars Anna und Georges auf. Die grossbürgerliche Pariser Altbauwohnung in matten Farben des Verwelkens, mit dem Charme kunstsinnigen Geschmacks, war ihr ein Leben lang gewachsenes Refugium, und dahin kehrt die Geschichte zurück, in diese vier Wände und in die letzten Lebensjahre des Paares. Ihr Leben galt der Musik, und noch immer besuchen sie gemeinsam Konzerte und parlieren beglückt über die Abende. Nach einem solchen Abend sieht er sie lächelnd an: «Hab ich dir gesagt, dass du gut ausgesehen hast heute Abend?» – «Was ist denn mit dir los?», ist ihre Antwort. Es ist die Zärtlichkeit eines harmonisch gelebten Lebens.

Ein Schlaganfall Annas schält sukzessive die unwürdige Seite des Alterns heraus. Sie wird zum Pflegefall, ihr Mann die einzige Bezugsperson, die sich rund um die Uhr um sie kümmert. Einmal kommt er von einer Beerdigung zurück und findet sie im Flur vor dem offenen Fenster auf dem Boden. «Entschuldigung, dass ich zu langsam war.» Er weiss, dass sie

sich aus dem Fenster stürzen wollte, und schweigt. Ein andermal führt sie mit dem neuen Rollstuhl in der Diele ein kleines Tänzchen auf, das er voller Zuneigung betrachtet. Wenn er die Laken wechseln muss, sieht man, was es bei aller Hinwendung und Liebe kostet, nicht zu verzweifeln, gar aggressiv zu werden. Es reichen Dinge wie Schnabeltassen, die in Küche und Schlafzimmer stehen, um anzuzeigen, was dazu gehört, sich für den Partner aufzuopfern – bis er sich entschliesst, Liebe und Tod eins werden zu lassen.

«Amour» von Michael Haneke, dem bedeutendsten deutschsprachigen Autor und Regisseur, lebt natürlich von Jean-Louis Trintignant, einem der legendären Nouvelle-Vague-Stars, und Emmanuelle Riva, die in Alain Resnais' berühmtem «Hiroshima, mon amour» vor mehr als fünfzig Jahren ihre Karriere begann. Beide sind über achtzig Jahre alt und sind Georges und Anne voll brennender Leuchtkraft. Lange nicht mehr war eine solche Intensität auf der Leinwand zu sehen. Wie von einem Astralschimmer umspült, agieren sie in ihren vier Wänden, die sie kaum verlassen. Die Wohnung wird zur dritten «Hauptrolle», unabhängig von Isabelle Huppert als Tochter und einem Pianisten und Ex-Schüler Annes, die sie aufsuchen. Haneke macht die Zeit zum Raum.

Der in Paris lebende Österreicher Michael Haneke (70) grub sich schon immer in die Schächte der menschlichen Seele hinab, wie ein Forscher, der sachlich betrachtet, was er vorfindet. Sein Realismus, wie in «Der siebente Kontinent» (1989) oder «71 Fragmente einer Chronologie des Zufalls» (1994), ist eisig, mitleidlos – selbst noch in seinem preisgekrönten «Das weisse Band» (2009). Er nähert sich den Menschen bei seinen «Abstiegen» über Dinge und Sachen wie über Bodenschichten. Anne und Georges werden über ihre Wohnung, die ihr Leben und ihr Altern speicherte, definiert (die Einrichtung entspricht exakt jener von Hanekes Eltern!). In «Amour» zeigt er erstmals, über das Apartment, so etwas wie Gemütswärme, und er ist den Menschen, radikal frei von Rührung, ganz nahe. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Looper** — Der Zeitreise-Plot ist nicht neu, aber originell variiert: Eine Gangsterorganisation aus der Zukunft schickt ihre Gegner 30 Jahre zurück, um sie dort von Profis, den Loopers, spurlos liquidieren zu lassen. Das geht auch prima, bis eines Tages der Beste der Loopers (Joseph Gordon-Levitt) seinem älteren Ich (Bruce Willis) begegnet. Der ist allerdings hinter einem Knaben her, der in der Zukunft die Macht an sich reißen wird, während der Loper von seinen Auftraggebern gejagt



Älteres Ich: Willis (r.), Gordon-Levitt in «Looper».

## Fragen Sie Knorr

Ständig werden neue Helden gehypt. Was halten Sie von Jeremy Renner, der das «Bourne»-Erbe angetreten hat? K. K., St. Gallen



Was halten Sie denn von ihm? Darauf kommt es doch an. Der Eindruck, heute wechselten im Eilzugtempo Mannsbilder (und Frauen), stimmt nicht. Das war schon immer so in

Hollywood. Jeremy Renner (41), der so richtig in Kathryn Bigelows Bombenentschärfer-Thriller «The Hurt Locker» (2008) auffiel, hatte schon eine Menge Rollen auf dem

wird. Clever und schmissig. Nur die reingemerkte Telekinese überzeugt nicht so recht und trübt ein wenig das Vergnügen der SF-Hatz. ★★★★★

**The Words** — Fiktion und Wirklichkeit, sagt Erfolgsautor Clay Hammond (Dennis Quaid), liegen verteuft nah beieinander. Bei Brian



Seifig: Cooper (l.), Saldana in «The Words».

Klugman und Lee Sternthals argem Schwurbel-Plot sogar noch näher. Rory Janson (Bradley Cooper), erfolgloser Autor, gibt den Roman eines anderen als seinen eigenen aus, landet einen Bestseller, bis der echte Autor (Jeremy Irons) auftaucht. Aber ist das nun Realität oder Fiktion? Hat Clay Hammond es sich ausgedacht? Ist Hammond Janson und die Hochstapelei wahr? Wurscht. Wichtiger ist sowieso die Liebe, die hier seifig als Wahrheit zelebriert wird. ★★★★★

**Kyss Mig** — Auf der Verlobungsfeier ihres Vaters lernt Frida (Liv Mjølnes) ihre Stiefschwester Mia (Ruth Vega Fernandez) kennen und verliebt sich in sie. Idyllisch die Landschaft, geschmäckerlich das Milieu und unsäglich larmoyant die lesbische Lovestory. Fridas Freund wird stinkig, Papa nicht. Seine zukünftige Gattin, die Mutter von Mia, blickt milde, Winde rauschen sanft durch Schwedens Flure und Wiesen, und Frida ist bald auch im Rausch. ★★★★★

Buckel. Wie fast alle Amerikaner, lernte er das Handwerk von der Pike auf und entpuppte sich in «The Hurt Locker» als interessanter Typ: ein Actionheld, zu Charakterrollen fähig. In den USA wurde er mit Steve McQueen aus den 70ern verglichen. Da ist was dran. Typen, die ein Geheimnis mit sich rumtragen (wie Steve McQueen), sind immer gut. Renner erweitert die Palette. Ist doch prima.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Respekt vor Frauen

Von Christoph Landolt

Die bescheidenen rhetorischen Qualitäten der Schweizer Politiker wurden schon in vielen Klageliedern besungen – dieser Umstand, unter dem die «Arena» des Schweizer Fernsehens Freitag für Freitag leidet, soll an dieser Stelle nicht noch einmal betrauert werden. Denn die letzte «Arena» zum Thema «Frauenquote: Muss das sein?» zeigte eines auf: Die Schweizer Politikerinnen können es auch nicht besser.

Ab- oder Umschalten war trotzdem nicht nötig. Dafür sorgte einer der grossen Debattierer des Landes, der Walliser SVP-Nationalrat Oskar Freysinger. Bereits in der ersten Minute zündete Freysinger ein rhetorisches Feuerwerk: Seine Ablehnung von Frauenquoten begründete er damit, dass Quoten für Frauen «eine Beleidigung» seien, denn Frauen müssten nicht unter Heimatschutz gestellt werden, sie seien «keine gefährdete Tierart». Freysinger: «Ich habe viel zu viel Respekt vor Frauen.»

Freysinger scherzte, Freysinger charmierte, Freysinger brachte die Frauen zum Lachen. Der Mann mit dem Rossschwanz, auf dessen haarloser Brust ein Amulett funkelte, überstrahlte sie alle. Den Bogen überspannte er nur, als er linke Männer pauschal als «Kastraten» bezeichnete.

Der heimliche Star der Diskussion aber hiess Diana Strebel, Gründerin einer Beratungsfirma, früher Topmanagerin in der Werbebranche, heute Verwaltungsrätin von Emmi und Ricola. «Bin ich hier eigentlich die Einzige, die in einem Unternehmen tätig ist?», fragte Strebel nach einer Weile. Leider schon. Im Ring wurde die Unternehmerin von einem Gymnasiallehrer, einem Gewerkschaftsfunktionär und einer Psychologin flankiert. In der zweiten Reihe sah es kaum besser aus: ein Verbandsjurist, eine weitere Gewerkschaftsfunktionärin, eine Sozialarbeiterin (die auch ohne Matura einen Professorentitel trägt), eine Parteifunktionärin, eine Berufspolitikerin, eine Präsidentin eines «Netzwerks für Businessfrauen», die von Bundesaufträgen lebt. Während die zweite Reihe also sagte, was «muss», «soll» oder «nicht sein darf», kam Diana Strebel die ehrenvolle Aufgabe zu, davon zu sprechen, was «ist». Es war auch bitter nötig.

**Arena:** freitags, 22.20 Uhr auf SF 1

# Thema Nummer eins

Ursula Andress und Michelle Hunziker treten gemeinsam in Bern auf, zweitletzte «Roxy»-Party in Zürich. Von Hildegard Schwaninger



50 Jahre James Bond: Ursula Andress alias Honey Ryder in «Dr. No», 1962.

Zur Gala de Berne 2012, dem kulturgesellschaftlichen Ereignis, das die Hauptstadt in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stellt, hat sich Organisator **Claudio Righetti** etwas ausgedacht. Erstmals treten die beiden berühmtesten Bernerinnen gemeinsam auf: **Ursula Andress** und **Michelle Hunziker**. Gefeierte wird das 50-Jahr-Jubiläum des James-Bond-Films «Dr. No», wo la Andress mit ihren Kurven Sean Connery betörte. **Maya Graf**, Vizepräsidentin des Nationalrats, hält die Laudatio.

Im «Supermarket», der Disco im Zürcher Ausgehviertel Zürich-West, treffen sich naturgemäss eher die Jungen. Doch etwa zweimal im Jahr macht Hausherr **Jean-Pierre Grätzer**, der Zürcher Nachtclub-König, eine Party für die Klientel, die in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts das «Roxy» frequentierte, den damaligen Hotspot der Nachtschwärmer. «Roxy Never Dies», heisst die Party, und es tanzen so viele nimmermüde It-Girls von damals mit ihren Partnern an, dass der «Supermarket» bebt vor Lebensfreude.

Letzten Freitag war wieder eine «Roxy»-Party, und diesmal kamen nicht nur die Tanzlustigen von damals (einige mittlerweile als gesetzte Ehepaare), man sah auch schöne, junge Frauen. Entsprechend war der Flirtfaktor hoch – für einige. Ex-Model **Sandra Wildbolz**, eine Glamour-Beauty von damals, stellte nuch-

tern fest: «Die Männer – entweder sind sie schwul, oder sie rennen hinter den Zwanzigjährigen her.» Über dem Tanzboden lief ein Video aus dem «Roxy»: Dragqueens, attraktive Männer, Paradiesvögel, Schönheitsköniginnen. Die Tänzer konnten sich im Glanz ihrer einstigen Primetime bewundern.

Jetzt sieht es aus, als müsse «Roxy» doch sterben. Im April soll der «Supermarket» (wie auch das nebenan liegende «Cabaret») abgerissen werden (das «Viadukt» braucht die Häuser für Geschäftslokale). Es gibt eine letzte «Roxy Ne-



Lebensfreude: Roxy im «Supermarket».

ver Dies»-Nacht, am 23. November. Dann ist Schluss. Das war natürlich Gesprächsthema Nummer eins an diesem Abend (sofern man bei dem Disco-Lärm überhaupt redete). Grätzer sagt

zwar, dass er sich dann, nach fünfzig Jahren im Nachtclub-Gewerbe, zurückziehen werde. Er hat ein Haus in Bali. Doch was macht der Energiegeladene die ganze Zeit auf Bali? So ging man auseinander (manche erst um fünf Uhr früh) in der Hoffnung, dass Grätzer schon etwas einfallen wird, dass auch die Über-irgendwas-Generation weiterhin zum Tanzen kommt.

Nach Brechts «Heiliger Johanna der Schlachthöfe» sass man bei der Premiere noch lange im Foyer des Schauspielhauses zusammen. Intendantin **Barbara Frey**, in Jeans und wetterfesten Schuhen, kümmerte sich herzlich um das Wohl der Gäste. Man sah Rechtsprofessor **Peter Nobel**, Chefärztin **Brida von Castelberg**, die für das Citizenship-Engagement und die Kunstsammlung der Swiss Re Verantwortliche **Anne Keller Dubach** und Unternehmer **Werner Dubach** (Datacolor AG), Rechtsanwältin **Gitti Hug**, **Barbara Higgs**, bisher am Lucerne Festival für Presse und PR engagiert, schwirrte herum. Sie ist jetzt am Schauspielhaus für Sponsoring und Fundraising zuständig.

**Sebastian Baumgarten** inszenierte erstmals am Schauspielhaus. Der 1969 in der DDR geborene, zur Revuehaftigkeit neigende Regisseur liebt es grell und bunt. Darf man sich auf etwas gefasst machen, wenn er, ein Mann der Stunde (machte «Tannhäuser» in Bayreuth), im Mai 2013 am Opernhaus Zürich Mozarts «Don Giovanni» inszeniert?



Premiere: «Heilige Johanna», Schauspielhaus.

Wenn einer beruflich erfolgreich ist und nach aussen viel Positives bewirkt, wird die Rechnung oft daheim bezahlt. So muss **Christian Jott Jenny**, der als umtriebiger Intendant (Festival da Jazz St. Moritz) und kreativer Kopf (Amt für Ideen) dauernd auf Achse ist, das Scheitern seiner Ehe hinnehmen. Jenny, auch Sänger und Schauspieler (zurzeit in «Bibi Balù») und seine hübsche Frau, eine blondgelockte Primarschullehrerin, haben sich, zwei Jahre nach der Hochzeit, getrennt.

## Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)



## Meine Sorgen

**Unser Kolumnist beklagt sich über hohe Preise und niedrige Bereitschaft zu dienen. Ferner: Merkt man als Tourist die Krise? Von Mark van Huissing**

Vergangene Woche war ich in Ibiza. Weil jetzt die Zeit beginnt, zu der es keine Flugverbindungen von Zürich auf die Insel mehr gibt ohne Umsteigen, hatte ich Aufenthalt im Flughafen Palma de Mallorca. Dort befindet sich neuerdings ein Geschäft von Starbucks (allenfalls trifft «neuerdings» nicht zu, doch es ist mir in Vergangenheit nicht aufgefallen). Dort gibt es nicht bloss (teuren) Kaffee und (teuren) Kuchen et cetera, es gibt auch gratis sogenannte Wi-Fi-Verbindung (45 Minuten für Kunden). Das findet MvH ein gutes und gerechtes Angebot. In seinen Augen ist es ein Recht reisender Menschen nämlich, wo diese wohnen oder konsumieren, umsonst Zugang zum World Wide Web zu bekommen. Darum wird er von jetzt an hier darauf aufmerksam machen, wenn das in Hotels und so weiter nicht der Fall ist (*naming and shaming*).

Im «The Westin Paris-Vendôme» (gehört zu Starwood Hotels & Resorts; «Sheraton», «Le Méridien» und andere), wo ich vorvergangene Woche ein Zimmer hatte (Preis gemäss Liste 750 Euro), kostet eine WWW-Verbindung 19 Euro extra (für 24 Stunden). Das ist, findet Ihr Kolumnist, wie von einem Gast zusätzlich Geld zu verlangen, wenn er in seinem 750-Euro-Zimmer ein Glas Wasser aus der Flasche möchte (weil das vom Hahn schlechten Geschmack hat). *Speaking of which*: Ein Minibar-Wasser kostet im «Westin» 8 Euro zusätzlich.

Dass in Teilen der Schweiz im Augenblick Herbstschulferien sind, merkt man zuerst im Flughafen Zürich (keine freien Plätze bei Parkdiensten wie Sprenger Autobahnhof et cetera

sowie Andrang vor Sicherheitskontrolle, Economy-Class-Lane zum Glück) und dann auf Ibiza (viele Schweizer Gäste). Auch interessant: Bekommt man auf der Insel eigentlich etwas mit davon, dass auf der *península*, wie das Festland heisst, Krise ist («In Spanien sind am Wochenende zum dritten Mal in sieben Tagen Zehntausende zu Protesten gegen die Sparmassnahmen ihrer Regierung auf die Strasse gegangen. Die zunächst friedliche Demonstration in Madrid schlug in der Nacht zum Sonntag in Gewalt um [zwei Verletzte, zwölf Festnahmen]», Deutsche Presseagentur)?

Die kurze Antwort: Nein. Die wahre: Ja, falls man genau hinsieht beziehungsweise zuhört. Fast jeder Einheimische hat Familienmitglieder oder Bekannte ohne Arbeit auf der *península*, die von Versicherungsleistungen respektive Einkommen/Renten der Eltern, oft Grosseltern leben. Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst, würde man gerne sagen, doch man ist nicht in Wien (und nicht aufgelegt für Witze; das sind, nur zum Sagen, andere Sorgen als MvHs Wi-Fi-Zusatzkosten in teuren Hotels). Was vergessen wird und man als Kleinigkeit ansehen kann (ist es aber nicht): Die verantwortlichen Regierungen waren nicht so schlecht und handelten nicht so falsch in den vergangenen Jahren, schuld an der *situación actual* sind vor allem Bankenchefs und Immobilienentwickler, die meinten, man könne Ferienwohnungen auch an Ausländer verkaufen, obwohl sie, sagen wir, fünfzig Kilometer von Valencia und der Küste entfernt irgendwo im Land liegen, weil die Sonne dort auch scheint.

Auf Ibiza war die zu Ende gehende Saison eine gute. Restaurantbetreiber sagen natürlich, sie wüssten von vielen Kollegen, die wenig Erfolg gehabt hätten dieses Jahr (doch ihr eigener Betrieb habe stark gewirtschaftet). Von mir aus gesehen war es so, dass teure Lokale (über 150 Euro für ein Abendessen mit Getränken für eine Person; «Lio», «Downtown Ibiza») im Juli und August voll waren, in den restlichen Monaten aber Schwierigkeiten hatten. Einen Platz zu bekommen in preiswerteren Restaurants, war von Anfang Mai bis Ende September nicht leicht. Jetzt sind die *high rollers* weg bis kommendes Jahr, vergangenen Sonntag gab es bloss einen Business-Jet im Flughafen. Die nächsten Orte, an die man fährt, sind London (Kunstmesse «Frieze») im Oktober, Miami (Art Basel Miami Beach) im Dezember, dann St-Barthélemy oder St. Moritz für Neujahr.

Die überraschende Nachricht: Das teuerste chinesische Restaurant (ohne Showeinlage beziehungsweise Spezialitäten wie Schwabennestersuppe et cetera) befindet sich in – Zürich Witikon (respektive wo es sonst «Suan Long»-Betriebe gibt). Zwei Jasmintee, zwei Suppen, einmal Aubergine, einmal Tofu (mit Meeresfrüchten), Glasnudeln als Beilage: über hundert Franken. Ich vermute, das sei Weltrekord.

## Gesellschaft

# Realitätsgewinn

**Von Beatrice Schlag — Optimismus kann man dämpfen. Das ist ganz einfach.**

Es ist ein merkwürdiger Gedanke, dass man zum Beispiel die Immobilienkrise in den USA mit Magneten hätte verhindern können. Oder dass Tausende von heimlichen Geliebten von dem zermürbenden Hoffen darauf, dass der Mann seine Frau irgendwann doch verlässt, erlöst werden könnten, wenn man ihnen ein paar Magnetstösse unter die Schädeldecke jagen würde.



Erstaunlicherweise sind Menschen nämlich viel zu optimistisch. Man mag einen anderen Eindruck bekommen, wenn man im Tram die vielen mürrischen Gesichter anschaut. Aber Wissenschaftler wissen längst, dass Menschen zu Optimismus neigen, wo nicht Pessimismus, sondern ein schärferer Sinn für Realität angesagt wäre. Dass Banker umso waghalsiger spekulierten, je höher das Risiko war, hat inzwischen jeder gelesen. Aber mit unbegründetem Optimismus sind nicht nur Banker geschlagen. Wer zum Beispiel von zwei verschiedenen Ärzten eine Prognose zu seinem Krankheitsverlauf einholt, neigt fast immer dazu, der für ihn besseren zu glauben, unabhängig davon, wie fundiert die Informationen sind und ob die eine vom Hausarzt und die andere vom Spezialisten stammt.

Schuld daran ist der linke *Gyrus frontalis inferior* (GFI), ein Teil der Grosshirnrinde. Er verfolgt die Nachrichten, die besser sind als erwartet. Der rechte GFI nimmt die schlechten News auf. Nach Annahme der Forscher arbeitet der linke GFI bei den meisten Menschen effektiver. Aber das muss nicht sein. Eine harmlose Magnetstimulation durch die Schädeldecke, die bestimmte Hirnregionen aktivieren oder deaktivieren kann, macht Traumtänzer zu Realisten. Die magnetische Deaktivierung des linken GFI bewirkte in zahlreichen Tests, dass Menschen, die eben noch zu unbegründetem Optimismus neigten, nach der Behandlung ihre Urteile auf die Informationen stützten, die man ihnen gegeben hatte, egal, ob sie positiv oder negativ waren. Wurde hingegen der rechte GFI deaktiviert, passierte gar nichts.

Dringende Bitte der Wissenschaftler an Lotospiele und andere Realitätsverdränger: Versuchen Sie nicht, zu Hause mit Magneten an Ihrem Schädel herumzufummeln.

# Die Politik kocht

Von *Andreas Thiel* — Unabhängig davon, welcher Bundesrat ihm die Suppe jeweils einbrockt, auslöffeln muss sie der Bürger immer allein.

**Moderator:** Willkommen zu unserer Dauerwerbesendung «Die Politik kocht». Heute präsentiert Bundesratssprecher André Simonazzi die neuesten Rezepte aus dem Bundeshaus. Herr Simonazzi, was kriegt die Schweiz denn heute aufgetischt?

**Bundesratssprecher:** Zum Apéro servieren wir einen gelaberten Einheitsbrei von links bis rechts, dazu reichen wir getrunkenen Wein oder gepredigtes Wasser mit und ohne Luft.

**Moderator:** Das macht ja schon mal Appetit auf mehr.

**Bundesratssprecher:** Und ob. Das Menu beginnt erfrischend Vitamin-B-reich mit einem aufgewärmten Datensalat nach einem Geheimrezept von Ueli Maurer.

**Moderator:** Ich nehme an, darauf folgt etwas Deftiges.

**Bundesratssprecher:** Noch nicht. Als ersten Zwischengang servieren wir einen falschen Hasen aus der Gerüchteküche von Simonetta Sommaruga.

**Moderator:** Sehr einfallsreich. Und wie geht es weiter? Warten unsere vielen Breiköche mit weiteren Überraschungen auf?

**Bundesratssprecher:** Sie werden begeistert sein. Ueli Maurer serviert einen durch den Mund gezogenen Fleischvogel aus dem Schwedenofen.

**Moderator:** Kommt der Vogel aus biologischer Freiland- oder fabrikartiger Käfighaltung?

**Bundesratssprecher:** Wie meinen Sie das?

**Moderator:** Ist der Vogel jemals geflogen?

**Bundesratssprecher:** Nein, der Vogel wurde gebraten, bevor er geschlüpft ist.

**Moderator:** Ueli Maurer will uns ein Spiegelei als Brathähnchen verkaufen?

**Bundesratssprecher:** Es handelt sich beim schwedischen Fleischvogel nicht um ein gepupftes Hühnchen, sondern vielmehr um einen verwursteten Elch.

**Moderator:** Elch aus dem Fleischwolf?

**Bundesratssprecher:** Laut schwedischem Kochbuch ist der Fleischwolf ein Papiertiger. Aber das Rezept ist noch nicht pfannenfertig.

**Moderator:** Das klingt nach dick aufgetragenen Speisen mit einigen fetten Brocken, die man zu schlucken haben wird.

**Bundesratssprecher:** Für die Linientreuen serviert Eveline Widmer-Schlumpf einen nach einem ausgekochten Plan in die Pfanne gehauenen Vegi-Bürger ohne Fleisch am Knochen.



**Moderator:** Was macht Johann Schneider-Ammann?

**Bundesratssprecher:** Der schaut in die Backröhre.

**Moderator:** Und Didier Burkhalter?

**Bundesratssprecher:** Der kocht sein eigenes Süppchen.

**Moderator:** Alain Berset?

**Bundesratssprecher:** Alain Berset hat zum Dessert den Kuchen neu aufgeteilt.

**Moderator:** Und wie hat er ihn aufgeteilt?

**Bundesratssprecher:** So, dass jeder ein Stück erhält.

**Moderator:** Aber das geht doch nie auf.

**Bundesratssprecher:** Nach seinem neuen Tortendiagramm schon.

**Moderator:** Wie immer stellen Sie hier in der Sendung ja auch ein neues Küchengerät vor, nicht wahr?

**Bundesratssprecher:** Ja, diesmal ist es ein Strommixer von Doris Leuthard.

**Moderator:** Aber der hat ja gar kein Kabel.

**Bundesratssprecher:** Ja, er läuft ohne Strom.

**Moderator:** Aber er läuft doch gar nicht.

**Bundesratssprecher:** Noch nicht. Doris Leuthard hat uns versichert, dass er laufen wird, sobald die Technologie so weit ist.

**Moderator:** Und zum Schluss wie immer noch eine Überraschung aus der Waschküche von Eveline Widmer-Schlumpf. Was ist es diesmal? Eine mit Nachtigallengenzen gefüllte Pfeffer-eule? Eine über den Tisch gezogene Katze im Sack?

**Bundesratssprecher:** Nein, diesmal überrascht uns Eveline Widmer-Schlumpf wieder einmal ganz einfach mit einer gesalzenen Rechnung.

**Moderator:** Herr Simonazzi, ich danke Ihnen. Und Sie, liebe Zuschauer, schalten Sie auch nächstes Mal wieder ein, wenn es heisst: «Die Politik kocht». Ich freue mich auf eine Mousse au Lini aus dem neu aufgelegten Kochbuch.

**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

# Ein Leuchtturm

Von *Peter Rüedi*



**M**ontalcino II. Der Gründervater des Brunello, der legendäre Clemente Santi, war sozusagen der Garibaldi des Weinbaus. Er entwickelte die Traube, die in der Folge Sangiovese grosso heissen sollte, ungefähr im Gleichschritt mit der italienischen Staatsgründung. So wurden die Weine von Biondi Santi (die Tochter heiratete einen *nobile* namens Biondi aus Pomarance bei Volterra) zur nationalen Angelegenheit. Lange war Brunello identisch mit Biondi Santi. Der rauschende Erfolg auf der Pariser Weltausstellung 1867 (der Wein stach, beim grassierenden Chauvinismus der Epoche von Napoleon III. kaum zu glauben, fast alle grossen Bordeaux aus) war schon fast ein Beitrag zur Identitätsstiftung des jungen Staates.

Kultstatus hat Biondi Santi noch heute. Ende der Geschichtsstunde. Bei der Selbstfindung des modernen Brunello spielt der auf seine Art auch schon mythische Pierluigi Talenti eine fast schon vergleichbare Rolle. Zwar hatte er bei dessen Beförderung zum Vino DOC 1966 noch keine eigenen Reben, aber die DOCG fiel 1980 zusammen mit der Gründung seines Guts Pian di Conte in Sant'Angelo in Colle. Seit Pieros Tod führt sein Sohn Riccardo den Betrieb: 21 Hektaren, davon 10 Brunello und 2 Rosso di Montalcino). Talenti ist einer der Referenzpunkte der neuen Montalcino-Geografie. Von beiden Weinen werden gerade mal je 30 000 Flaschen abgefüllt. In Fässern zwischen 2500 und 500 Litern ausgebaut, reifen sie anschliessend in der Flasche – der Brunello ist nicht nur als reiner Sangiovese definiert, sondern auch dadurch, dass er erst im fünften Jahr nach der Ernte auf den Markt kommen darf (der «Rosso» im zweiten). Auch dann lässt ihn der kluge Hausvater noch ein paar Jahre liegen. 2007 war (wie schon 2006) spitze.

Talenti gelang eine vielschichtige, ausdrucksstarke, ja geradezu expressionistische, saftig-fleischige, fruchtig-würzige Kostbarkeit, in ihrer Statur heute allenfalls zu errahnen. Ein Leuchtturm von einem Brunello. Er wird noch weit in die nächsten zwei Jahrzehnte hineinstrahlen.

**Talenti: Brunello di Montalcino 2007**, 14,5%. Vergani, Zürich. Fr. 42.–. [www.vergani.ch](http://www.vergani.ch)

## Die Besten

# Le rouge de la Suisse

Von Jürg Zbinden

1 — Es gibt Dinge, an die wir uns ein Leben lang erinnern: eine braun schäumende Koffeinbrause, eine flache Dose mit weissem Schriftzug auf blauem Grund, den Tintenkiller ... oder an Neocolor! Das Genfer Unternehmen Caran d'Ache feiert das 60-Jahr-Jubiläum der berühmten Wachspastelle mit einem einmaligen Retro-Kasten. Auch wenn sich Caran d'Ache als ein Vorläufer auf dem Markt der wasserfesten Wachspastelle positionieren konnte, hat die Firma den Wachsmalstift nicht erfunden. Dieser tauchte nämlich Anfang des 20. Jahrhunderts zum ersten Mal in den Vereinigten Staaten auf. Aber seine schlechte Qualität machte ihn zu einem minderwertigen Produkt, das sich als Schulmaterial nur schwer vermarkten liess.

Auf Betreiben eines Zeichenlehrers an der Technischen Hochschule von Zürich beschäftigte sich der Chefingenieur von Caran d'Ache, Dr. Anderson, mit der Entwicklung einer Rezeptur für Wachsstifte, die hauptsächlich dafür bestimmt waren, die künstlerische Sensibilisierung von Schülern zu fördern. So entstand der Neocolor I. Anfangs in nur 10 Farben verfügbar, wurde Neocolor auf 20, 30, 40 und schliesslich 50 Farben erweitert. 1974 entwickelte Caran d'Ache mit den aquarellierbaren Wachspastellen Neocolor II eine zweite Generation von Pastellen, die ihr volles Potenzial bei einer Verwendung ergänzend zu ihren älteren Schwestern enthüllen.

Der rote Jubiläums-Retro-Kasten im Look der 50er Jahre enthält nebst den 50 bereits existierenden Farben, einschliesslich der zehn Metallic-Farben, zehn neue exklusive Farbtöne, die zusammen mit Künstlern speziell für das Thema «Porträt» entwickelt wurden. Der empfohlene Verkaufspreis des Jubiläumskastens liegt bei Fr. 165.-. Im Papeteriefachhandel oder unter [www.carandache.com](http://www.carandache.com).

2 — Der Einsatz hochwertiger Funktionsmaterialien spielt eine Hauptrolle in der Herbst-/Winter-Saison von Victorinox. Das wattierte Overshirt in leuchtendem Rot kostet Fr. 499.-. Bezugsquellen unter Verkaufsstellen auf [www.victorinox.com](http://www.victorinox.com).

3 — Der Schweizer hat ein Schweizer Sackmesser bei sich. Das Modell Cadet von Victorinox ist erhältlich in Silber, Schwarz, Blau und hier in Rot. Es kostet Fr. 49.-. Im Fachhandel.

1



2



3



ENTDECKEN SIE  
DIESES WOCHENENDE  
DIE GROSSARTIGEN  
WEINE DES  
WAADTLANDS

## Montreux Riviera

2 Nächte,  
Typisches Menü,  
Degustation im  
Lavaux Vinorama,  
Eintritt ins  
Schloss Chillon

2 Personen:  
ab **CHF 438.-**

[www.waadtland.ch](http://www.waadtland.ch)

## Raumschiff «Enterprise» als Küche

Ein Besuch bei Benoît Violier, dem neuen Chef im wohl teuersten und luxuriösesten Restaurant der Schweiz. Von David Schnapp



«Mein Sohn isst alles»: Spitzenkoch Violier, 42.

An der Place Frédy Girardet in 1023 Crissier gibt es zwei Restaurants. In der «Pinte Communale» sitzt man unter ausladenden «1664»-Schirmen auf der Terrasse. Der Espresso kostet hier noch Fr. 3.60, in der Gaststube läuft der Fernseher und zeigt Formel 1. Auf der anderen Strassenseite steht das «Hôtel de Ville», auf den Parkplätzen stehen ein Mercedes SLS AMG, ein neuer Porsche 911 Carrera S sowie ein Aston Martin Vantage V8 (s. Artikel rechts).

Fredy Girardet hat dieses Haus zu Welt- ruhm gebracht, der «Koch des Jahrhunderts» machte aus dem Bistrot seines Vaters ein Drei- Sterne-Restaurant, sein Nachfolger Philippe Rochat galt jahrelang als bester Koch der Schweiz. Seit diesem Frühjahr steht der Fran- zose Benoît Violier an der Spitze dieser Kathedrale der Haute Cuisine. Ich treffe Violier an seinem frisch renovierten Arbeitsplatz, ein glänzender, leuchtender Raum aus Chrom- stahl und Licht, als wäre Raumschiff «Enter-

prise» eine Küche geworden. 22 Köche arbeiten hier, andere Restaurants in dieser Liga kom- men mit weniger als der Hälfte aus.

Violier, Jahrgang 1971, sieht aus wie eine jüngere Ausgabe von Hollywood-Schauspieler Tommy Lee Jones, ein energischer Mann, der mit übertragbarer Begeisterung und in sehr schnellem Französisch von seiner Arbeit erzählt, so dass man sich wünscht, der Schulstoff in dieser Landessprache wäre einem mit eben- solchem Enthusiasmus beigebracht worden. Er sitzt am «Chef's Table», wo bis zu acht Gäste Platz nehmen können, um beim Essen zuzusehen, wie ihr Essen zubereitet wird.

### «Das Produkt»

«Bei uns geht es um Respekt», sagt Violier. Teamarbeit sei in einem Restaurant zentral, das funktioniere nur, wenn man Respekt vor den Kollegen habe, vor dem Gast und «Respekt vor dem Produkt». Um «das Produkt» wird

grosses Aufhebens gemacht. Alles, was hier verarbeitet werde, komme im Rohzustand ins Haus. «Deshalb brauche ich so viele Köche», sagt Violier. An jeden Pilz, jedes Mini-Rüebli werden hier höchste Ansprüche gestellt.

Wenn der Service läuft, steht «le chef» an einem gewaltigen Kommandopult, wo ihm die Gerichte präsentiert werden, bevor sie zum Gast gelangen. Aber zu Hause koche er selbst. Sein neunjähriger Sohn esse zum Glück alles, sagt der Franzose und lacht, «leider auch sehr gern Langustinen und Hummer».

Girardet und Rochat hatten eine simple Formel: Drei Aromen auf einem Teller müssen genügen. Violier will es noch einfacher haben: «Ein Produkt und eines, das es begleitet», heisst sein 1+1 für das perfekte Gericht. Ein Rindsfilet aus dem Jura wird «a la plancha», also auf dem Grill, angebraten, anschliessend lässt man es an der Wärme ziehen, bis es perfekt medium gezogen ist. Dazu gibt es einen Jus auf der Basis von wildem Pfeffer, der – geschmacklich gesehen – das Fleisch auf ein Podest hebt und es schön zu Geltung bringt. Als Zugabe bekommt man ein Schälchen junges, aber ziemlich salziges Gemüse und eine Kartoffelspirale. Mehr braucht es nicht.

Was ich ass, von der (auch etwas salzigen) Velouté mit Gemüse, Austern und Osietakaviar über die wunderbaren Langustinen aus der Iroise mit Artischocken bis zum sehr süssen «Soufflé à la Frédy Girardet» mit Mango-Passionsfrucht-Sauce, war angenehm übersichtlich. Die Garpunkte waren mit Ausnahme eines etwas zu lange poelierten Wolfsbarsches perfekt. Violier setzt mit seinen reduzierten Tellern, auf denen es keine Gimmicks, keine Dekorationsgirlanden gibt, die man nicht essen kann, einen Gegentrend zur modernen Avantgarde-Küche.

Diese neue Sachlichkeit findet lediglich auf den Tellern statt. In den beiden in modernem, freundlichem Beige gehaltenen Gasträumen wird die grosse Oper der französischen Hoch- Tischkultur aufgeführt, die viele Hauptdar- steller hat. Schicke Dames und grosszügige Messieurs sitzen an den 13 Tischen. Nicht weniger als 15 Service-Mitarbeiter tragen synchron und mit grossen Gesten Gerichte und Weine auf. Kein halbleeres Glas entgeht ihnen, und wenn ein Gast nur schon daran denkt, die Toilette aufzusuchen, ist bereits jemand da, um ihm die Türe aufzuhalten.

Es gibt wohl kein luxuriöseres Restaurant in der Schweiz: teure Produkte, eine Riesen- mannschaft, Toiletten mit Marmor ausgelegt und die Speisekarten auf hochpreisigem Pa- pier gedruckt. Deshalb kostet das grosse Menü hier auch Fr. 360.–, und man fragt sich, ob das wirklich reicht, um den immensen Aufwand zu decken.

**Restaurant de l'Hôtel de Ville.** Rue d'Yverdon 1, 1023 Crissier. Tel. 021 634 05 05. [www.restaurantcrissier.com](http://www.restaurantcrissier.com). Sonntags und montags geschlossen.





Auto

## Die grosse Überfahrt

Auf dem Weg in die Romandie machen wir einen kleinen Umweg. In einem Aston Martin Vantage lohnt sich das. *Von David Schnapp*

**K**ürzlich hatte ich in Lausanne Crissier zu tun (s. Artikel links), und es gab viele Wege, das Ziel ab Zürich zu erreichen: über die Autobahn A1 via Bern und Freiburg natürlich. Das ist laut Google Maps die schnellste Strecke, sie dauert 2 Stunden und 31 Minuten. Ich entschied mich für den langen Umweg über den Furkapass und das Wallis. Schliesslich hatte ich den neuen Aston Martin Vantage zur Verfügung, das ist kein Auto, aus dem man gleich wieder aussteigen will, und keines, mit dem man zweieinhalb Stunden auf der unmöglichsten Autobahn des Landes dahingurken will.

### Aston Martin Vantage V8

Leistung: 426 PS, Hubraum: 4735 ccm

Höchstgeschwindigkeit: 290 km/h

Preis: Fr. 125 312.–

Testwagen: Fr. 138 913.25



Aston Martin ist eine erstaunliche Marke – für manche sind es die schönsten Autos, die es gibt, und die Engländer schaffen es, mit geschicktem Marketing ihre kleine Flotte von exklusiven Fahrzeugen mit einer Aura des Aussergewöhnlichen zu umgeben. Schwächen eines kleinen Herstellers, der Komponenten nicht millionenfach einkaufen kann, werden so gekonnt in Stärken umgedreht.

### Englisches Brüllen

Auf den ersten Blick ist der neue Vantage nur schwer vom bisherigen Modell zu unterscheiden, es gab Aerodynamik-Anpassungen am Chassis, die Lenkung soll jetzt direkter sein, die Bremsen sind grösser, die Reifen breiter. Wenn man vor einem Aston Martin steht, ist man immer versucht, zärtlich über den Lack zu streichen, die Schönheit der Form rührt einen an. Die Anmut setzt sich im Innenraum fort, es riecht nach frisch gegerbtem Leder, das grosszügig weite Flächen überzieht. Das Cockpit ist perfekt symmetrisch, ein Grund, weshalb man es als schön empfindet. Man fragt sich, warum manche Hersteller einen mit Linien-

führungen konfrontieren, die dem menschlichen Bedürfnis nach Harmonie und Ausgeglichenheit komplett zuwiderlaufen.

Und dann schiebt man den Glasschlüssel in den dafür vorgesehenen Schacht, der V8-Motor startet mit einem heiseren Brüller. Der Vantage wird nie richtig laut, er ist Engländer, und als solcher bewahrt man Haltung, so scheint es. Das gilt für den Wagen ganz allgemein, er ist zwar trotz seines relativ hohen Gewichts von fast 1800 Kilo dynamischer als die grossen Zwölfzylinder der DB-Reihe, aber am Ende ist der Vantage eher Gran Turismo als Sportauto. Die Kraftentfaltung ist nicht explosiv, das Fahrwerk zwar präzise, aber nicht bretterhart. Als Gewinn erweist sich die neue Bremsanlage, die mächtig zupackt und schneller Energie vernichtet, als man «James Bond» sagen kann.

Ich bin froh um diese Vorzüge, der lange Weg in den Westen, für den ich mich entschieden hatte, braucht Ausdauer. Aber es war ein prächtiger Tag, die Fahrt über die Furka das reine Vergnügen. Der Vantage braucht unter Last zwar immer einen Moment, bis die Kraft da ist, aber die Freude am Überholen wird deshalb nicht kleiner, was den Fahrer eines Renault Megane Kombi zum Beispiel sehr ärgert.

Wie gut ein Auto ist, entscheidet sich erst, wenn man wieder aussteigt. Nach fünf Stunden im Vantage war ich hungrig, aber zufrieden – und streichelte nochmals über den Lack.

# Koffer zum Glück

Die Kauffrau und Rapperin Flavia Tchanque, 28, und der Musikwissenschaftler Beni Suter, 49, haben kürzlich geheiratet. In Afrika.

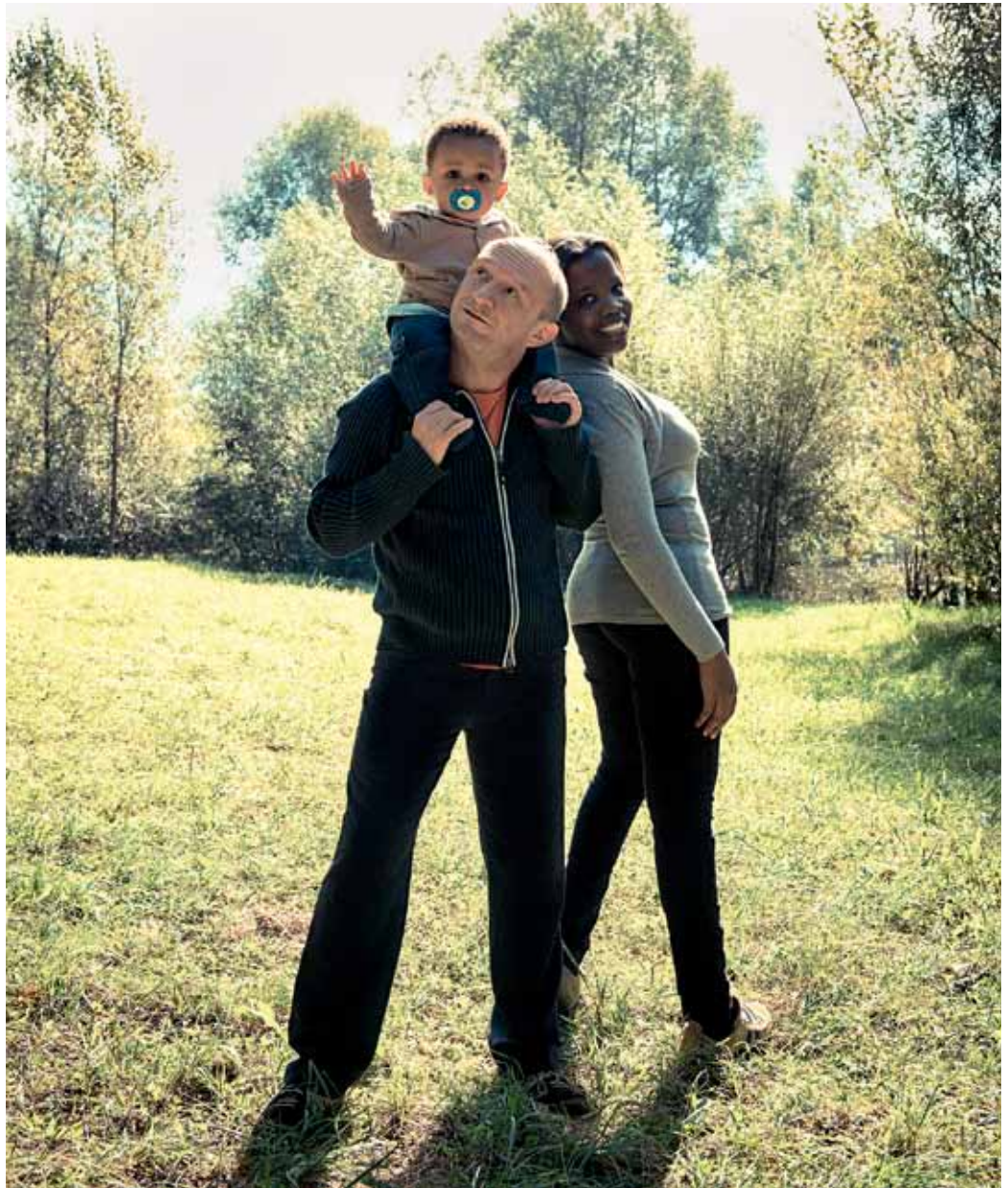
**Beni:** Nordafrika, Westafrika und Äthiopien kannte ich bereits gut, als ich vor zwei Jahren nach Moçambique geriet. Als Musikwissenschaftler kommentiere ich Sendungen auf Radio DRS und wollte die Kultur des Landes kennenlernen. Ich reiste viel und buchte schliesslich in einem Reisebüro ein Rückreiseticket in die Schweiz. Flavia sass am Pult. Sie erhielt meine Handynummer über einen Kollegen und rief mich am nächsten Abend an. Sie fragte: «Was machst du heute Abend?» Ich antwortete: «Mit dir essen gehen!»

**Flavia:** Ich stamme aus einer Pastorenfamilie, und die Musik – vor allem der Gospel – ist ein wichtiger Bestandteil in meinem Leben. Rappen kann ich auch. Der Musikstil stammt aus Amerika, aber er funktioniert in jedem Land. Obwohl Beni jede Musikrichtung kennt, hat er gerade zum Gospel und Rap keine Beziehung. Trotzdem gefiel mir beim ersten Treffen sehr, wie er über die Musik sprach.

**Beni:** Flavia war in guter Position berufstätig, sie ist intelligent, weltoffen und ausgeglichen. Das alles gefiel mir. An meinem letzten Tag lag sie adrett am Pool. Ich massierte ihre Füsse. Sie bat um einen Kuss. Bis dahin war ich ein fröhlicher Junggeselle, nie verheiratet, keine Kinder, was ich stets bedauert hatte. Als ich wieder in der Schweiz war, rief ich Flavia an und wusste, irgendetwas war mit mir passiert.

**Flavia:** Er fragte mich, ob ich in die Schweiz kommen wolle. Das Visum erhielt ich innert Wochenfrist. Ich verliebte mich in Beni. Der grosse Altersunterschied spielte keine Rolle, daran dachte ich nie.

**Beni:** Vor einem Jahr gab es ein *lobolo*: So heisst das traditionelle Hochzeitfest in Moçambique. Er besiegelt den Ehevertrag feierlich, soll die Stabilität in der Ehe garantieren und entschädigt die Familie für den Verlust eines Mitglieds. Am grossen Tag musste ich einen Koffer in die Familie meiner Braut tragen. Der Inhalt wurde mit ihren Brüdern zuvor vereinbart: eine Kette, einen Ring, ein Armband, einen Anzug für den Vater, Getränke und drei *capulanas*, das sind traditionelle afrikanische Tücher, mit denen man den Boden schmückt, die man aber auch als Tragtuch für ein kleines Kind verwendet.



«Was machst du heute Abend?»: Ehepaar Suter-Tchanque.

**Flavia:** Zuerst wollten meine Brüder fünfzehn solcher Tücher: für alle Tanten. Ich sagte: «Drei sind genug.» Manchmal muss der Bräutigam auch Kühe oder Ziegen schenken. Auf dem Land wird der Inhalt, den die Familie bestimmt, nicht verhandelt, in der Stadt schon. Bei uns war es bis auf die Tücher nicht nötig, weil meine Familie nicht viel forderte.

**Beni:** Während die Angehörigen den Inhalt des Koffers prüfen, wartet die Braut im Nebenzimmer. Anschliessend setzt sie sich in eine Reihe mit ihren Freundinnen; der Bräutigam muss seine Braut erkennen, die Angehörigen den Bräutigam. Geschehen dabei Fehler, ist die Hochzeit sofort hinfällig. Anschliessend trat die Schwiegermutter weinend mit einem *capulana* in den Raum, darin lag eine Puppe: ein Symbol für die Tochter, die nun weggeht.

**Flavia:** Ich trug ein weisses Kleid, Beni einen klassischen Anzug mit Krawatte. Er kam erst spät dazu, spielte Geige, sein Kollege eine afri-


kanische Handtrommel, und dann hielt mein Mann eine rührende Rede, in der er mir seine Liebe gestand.

**Beni:** In der Schweiz mussten wir die offiziellen Papiere besorgen, und diesen Sommer wurden dann die Heiratsfeierlichkeiten in Moçambique fortgesetzt. In der Zwischenzeit ist unser Baby Camillo geboren, und ein neuer Alltag ist eingeleitet.

**Flavia:** Ich lerne fleissig Deutsch, und obwohl ich eine bessere Ausbildung habe, werde ich zuerst als Küchenhilfe arbeiten und dann eine Pflegerinnenausbildung absolvieren. Zudem: Bald bauen wir ein Haus in Afrika!

**Beni:** Ob Afrika meine zweite Heimat wird, muss sich noch zeigen. Eines weiss ich aber bereits heute: Flavia ist die Sonne meines Lebens.

Protokoll: Franziska K. Müller



*Breguet*  
Depuis 1775

## Breguet, créateur. Kunst und Stil von Breguet, 1775

Mit seinem besonders erlesenen, puristischen und zeitlosen Design erneuerte Breguet die traditionelle Uhrenästhetik zu Ende des 18. Jahrhunderts. Die Classique 7787 mit Anzeige des Mondalters und der Mondphasen ist heute eine zeitgemäße Interpretation von Breguets Stil: Zifferblatt mit Grand-Feu-Email, Breguetziffern, Breguetzeiger mit „Pomme“-Spitze und die Geheimsignatur. Wir schreiben die Geschichte fort...

